

WALTHER VON DER VOGELWEIDE

Der künstlerische Gedankenaufbau im ersten Philippston
und im ersten Ottoton

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophisch-Historischen Fakultät
der Universität Basel

vorgelegt von

ROTRAUT RUCK

Bottmingen

Basel 1954

Druck von Benno Schwabe & Co · Basel

WALTHER VON DER VOGELWEIDE

Der künstlerische Gedankenaufbau im ersten Philippston
und im ersten Ottoton

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophisch-Historischen Fakultät
der Universität Basel

vorgelegt von

ROTRAUT RUCK

Bottmingen

Basel 1954

Druck von Benno Schwabe & Co · Basel

Genehmigt von der Philosophisch-Historischen Fakultät
auf Antrag von Herrn Prof. Dr. Heinrich Wagner
und Frl. Dr. Maria Bindschedler

Basel, den 4. März 1954

Prof. Dr. Theodor Brogle, Dekan



INHALT

Vorbemerkung	4
<i>Die Sprüche des ersten Philippstons</i>	5
I. Die einzelnen Sprüche	7
18,29	7
19,5	10
19,17	13
19,29	15
20,4	17
II. Gesamtcharakter der Sprüche	19
Formal	19
Bedeutungsmäßig	19
Der Spruch als Ganzes	20
Die Glieder des Spruches	21
Die Zeilen des Spruches	22
<i>Die Sprüche des ersten Ottotons</i>	24
I. Die drei Kaisersprüche	26
Einzel	26
11,30	26
12,18	28
12,6	30
Gesamthaft	32
II. Die drei Papstsprüche	33
Einzel	33
11,6	33
11,18	35
12,30	36
Gesamthaft	38
III. Gesamtcharakter der Sprüche	39
Formal	39
Bedeutungsmäßig	39
Schlußbemerkung	45
Literatur	46

VORBEMERKUNG

Eine Untersuchung der künstlerischen und gedanklichen Aufbauformen Waltherscher Sprüche wird sich auf die Länge nie mit Einzelanalysen begnügen, sondern muß danach trachten, die Baugesetze zu erkennen, die allen Sprüchen innerhalb eines Tones gemeinsam sind. Neben dem formalen entwickelt sich dabei ein bedeutungsmäßiges Aufbauschema, das mit jenem häufig in so enger Berührung steht, daß wir nicht irre gehen, wenn wir die deutlichsten Übereinstimmungen auf das musikalische Baugesetz der gemeinsamen *weise* zurückführen.

Es wird also mein Ziel sein, aus den Analysen der einzelnen Sprüche vergleichend das Baugesetz der ganzen Gruppe abzuleiten, was dann wiederum erst ermöglicht, die Individualität jedes einzelnen Spruches zu begreifen und Walthers Kunst der «Freiheit in der Beschränkung» zu zeigen.

Es handelt sich dabei selbstverständlich nie darum, ein Skelett des Spruches zu geben und nachher dessen «Umkleidung» vorzuführen; denn wie bei jedem wirklichen Kunstwerk, so stehen auch in Walthers Sprüchen Gesetz und Gestalt in einer lebendigen Beziehung, ja in einem Zusammen- oder Ineinanderströmen, das nur eine völlig unkünstlerische und – da es sich um ein Phänomen der Kunst handelt – in unserem Sinn auch unwissenschaftliche Betrachtungsweise schematisch zu trennen vermag.

Im 1. Teil der vorliegenden Arbeit werde ich jeden Spruch des ersten Philippstones einzeln untersuchen und anschließend aus dem so gewonnenen Material das allen fünf Sprüchen gemeinsame Baugesetz abzuleiten versuchen. Wiederholungen werden sich dabei also nicht immer vermeiden lassen. Das gleiche gilt auch für den 2. Teil, in dem ich den ersten Ottoton behandle.

Um den Vergleich zwischen den einzelnen Sprüchen zu erleichtern, werde ich die Zeilen nicht mit der Lachmannschen Zählung aufführen, sondern bei jedem Spruch von 1–12 numerieren. Zahlen nach Lachmann werden nur zur Bezeichnung der Sprüche verwendet.

DIE SPRÜCHE DES ERSTEN PHILIPPSTONS

18,29 1 *Diu krône ist elter danne der künec Philippes st:*
 2 *dâ mugent ir alle schouwen wol ein wunder bî,*
 3 *wies ime der smit sô ebene habe gemachet.*
 4 *sîn keiserlichez houbet zimt ir alsô wol,*
 5 *daz si ze rehte nieman guoter scheiden sol:*
 6 *ir dewederz daz ander niht enswachet.*
 7 *si liubtent beide ein ander an,*
 8 *daz edel gesteine wider den jungen süezen man:*
 9 *die ougenweide sehent die fürsten gerne.*
 10 *swer nû des riches irre gê,*
 11 *der schouwe wem der weise ob sîme nacke stê:*
 12 *der stein ist aller fürsten leitesterne.*

19,5 1 *Ez gienc, eins tages als unser hêrre wart geborn*
 2 *von einer maget dier im ze muoter hât erkorn,*
 3 *ze Megdeburc der künec Philippes schône.*
 4 *dâ gienc eins keisers bruoder und eins keisers kint*
 5 *in einer wât, swie doch die namen drîge sint:*
 6 *er truoc des riches zêpter und die krône.*
 7 *er trat vil lîse, im was niht gâch:*
 8 *im sleich ein hôhgeborniu kûneginne nâch,*
 9 *rôs âne dorn, ein tûbe sunder gallen.*
 10 *diu zuht was niener anderswâ:*
 11 *die Düringe und die Sahsen dienten alsô dâ,*
 12 *daz ez den wîsen muoste wol gevallen.*

19,17 1 *Philippes künec, die nâhe spebenden zîhent dich,*
 2 *dun sîst niht dankes milte: des bedunket mich*
 3 *wie dû dâ mite verliesest michels mêre.*
 4 *dû möhtest gerner dankes geben tûsent pfunt,*
 5 *dan drîzec tûsent âne danc. dir ist niht kunt*
 6 *wie man mit gâbe erwirbet prîs und êre.*
 7 *denk an den milten Salatin:*
 8 *der jach daz kûneges bende dürkel solten sîn:*
 9 *sô wurden sie erforht und ouch geminnet.*
 10 *gedenke an den von Engellant,*
 11 *wie tiure er wart erlöst von sîner gebenden hant.*
 12 *ein schade ist guot, der zwêne frumen gewinnet.*

19,29

1 *Dô Friderich ûz Ôsterrîch alsô gewarp,*
2 *dêr an der sêle genas und im der lîp erstarp,*
3 *dô fuort er mînen krenechen trit in derde.*
4 *dô gieng ich slîchent als ein pfâwe swar ich gie,*
5 *daẗ houbet hanbt ich nider unẗ ûf mîniu knie:*
6 *nû riht ich ez ûf nâch vollem werde.*
7 *ich bin wol ẗe fiure komen,*
8 *mich hât das rîche und ouch diu krône an sich genommen.*
9 *wol ûf, swer tanẗen welle nâch der gîgen!*
10 *mir ist mîner swaere buoẗ:*
11 *êrste wil ich eben setẗen mînen fuoẗ*
12 *und wider in ein hôhgemüete stîgen.*

20,4

1 *Der in den ôren siech von ungesûhte sî,*
2 *daẗ ist mîn rât, der lâẗ den hof ẗe Dürenge frî:*
3 *wan kumet er dar, dêswâr er wirt ertoeret.*
4 *ich hân gedrungen unẗ ich niht mê dringen mac.*
5 *ein schar vert ûz, diu ander in, naht unde tac.*
6 *grôẗ wunder ist daẗ iemen dâ geboeret.*
7 *der lantgrâve ist sô gemuot*
8 *daẗ er mit stolẗen belden sîne habe vertuot,*
9 *der iegeslîcher wol ein kenpfe waere.*
10 *mir ist sîn hôbiu fuore kunt:*
11 *und gulte ein fuoder guotes wînes tûsent pfunt,*
12 *dâ stüende ouch niemer ritters becher laere.*

I. DIE EINZELNEN SPRÜCHE

18,29

Wenn Wilhelm Dilthey feststellt, «Walther ist kein Denker»¹, so können wir ihm schon bei der Betrachtung dieses Krönungsspruches unbedingt zustimmen. Denken im Sinn eines Vorstellens, das logische Werte besitzt, wird hier nirgends durchgeführt.

«Philipp ist der Richtige, denn die Krone paßt ihm», das ist der ganze «Gedanke», auf den sich ein Spruch stützt, der offensichtlich eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat. Wo Nebengedanken auftauchen, werden sie nicht zu Ende geführt. Nach Z 4 steht Philipp die Krone so wohl an, daß (Z 5) kein Gutdenkender sie mehr von ihm trennen soll. Z 6: Keines von beiden beeinträchtigt das andere. Was also Z 6 aussagt, war – gedanklich – schon in Z 4 enthalten, und Z 5, aus der etwa hervorgehen könnte, daß man Krone und Philipp im Gegenteil noch enger vereinigen solle, steht ohne Folgen zwischen den beiden Hinweisen, daß sie zueinander passen.

Es ist überflüssig, weitere Beispiele anzuführen; denn die Schönheit und Treffsicherheit des Spruches zeigen uns, daß hier mit einer Feststellung des Mangels an logischer Gedankenentwicklung nichts Wesentliches ausgesagt wird. Kraft und Geheimnis dieses Kunstwerks liegen auf einer anderen, der musikalischen und bildhaften Ebene.

Unser Spruch hat das Thema «Philipp ist der Richtige» und das mannigfach variierte Motiv der echten Krone, die Philipps Legalität gegenüber seinem Rivalen Otto, der nicht mit den echten Insignien gekrönt war, für damalige Vorstellung lebhaft unterstützte. Außerdem verleiht die Krone Philipp durch alle Zeilen des Spruches einen wunderbaren Glanz.

Ferner geht der Spruch von einem optischen Eindruck aus, dem die Wörter *schouwen*, *liuhten*, *sehen*, *ougenweide* und auch *leitesterne* entsprechen. Das Verb *schouwen* wird sogar wiederholt, was durchaus kein Zufall ist bei einem sprachbeherrschenden Dichter wie Walther,

¹ «Von deutscher Dichtung und Musik», Leipzig 1933, S. 81.

der den König viermal erwähnt (*küene Philippes – keiserlichez houbet – der junge süeze man – rîche*) und ebenso in kunstvoller Abgewogenheit die Krone (*Diu krône – daz edel gestein – der wise – der stein*). Zudem ist es ein Hinweis auf den Zweck des Spruches, wenn neben dem Verb auch ein Hauptwort, und zwar *fürsten* wiederholt wird; denn es sind ja die Fürsten, die durch das Schauen zur richtigen Einsicht kommen sollen. Die beiden einzigen wichtigen Wörter, die wiederholt werden (natürlich abgesehen von Hilfszeitwörtern usw.), stehen in engem Zusammenhang.

Beim Auftauchen eines variierten Motivs stellt sich alsbald die Frage nach der Gliederung des Spruches. Hier begegnen wir einem Willen zum bewußten und differenzierten Aufbau.

Der Strophenform entsprechend gliedert sich der Spruch auch bedeutungsmäßig in Aufgesang und Abgesang, wobei der Aufgesang aus zwei Stollen und – dem metrischen Schema folgend – auch der Abgesang aus zwei Teilen besteht.

Die Einheit Spruch gliedert sich also in zwei Teile zu sechs Zeilen, die Einheit Auf- bzw. Abgesang in zwei Teile zu drei Zeilen. Das Reimschema ist für Auf- und Abgesang dasselbe (*a a b c c b*), und auch die Verhältnisse innerhalb der beiden Gruppen sind nahe verwandt.

Der zweite Stollen steigert nämlich die Wirkung des ersten, und gleich verhält sich der zweite Teil des Abgesangs zum vorhergehenden. Ich möchte diese Erscheinung eine Teilsteigerung nennen im Gegensatz zur Gesamtsteigerung des Spruches, da wir Tönen Walthers begegnen, bei denen beide getrennt auftreten.

Betrachten wir die Erscheinung näher.

Aufgesang: In Z 1–3 paßt die Krone Philipp äußerlich, der Goldschmied hat ihr vor langer Zeit die für ihn richtige Weite gegeben. In Z 4–6 dagegen *zimt ir sîn houbet*, d. h. sie passen auch in einem mehr inneren Sinn zusammen, sind einander wert. Dieses Zusammenpassen von Krone und Philipp ist im zweiten Stollen also gesteigert und vertieft worden. Dazu erhöht sich noch der Glanz des *küene Philippes*; denn die Krone ziert nun sein *keiserlichez houbet*.

Abgesang: In Z 7–9 sehen die Fürsten mit Freude Krone und Haupt des schönen jungen Herrschers, in Z 10–12 aber folgen sie ihnen nach als ihrem Leitstern. Im zweiten Teil ist also die Bewunderung der Fürsten zur ehrfürchtigen Nachfolge gesteigert worden. Wirkungsvoll tritt außerdem nach den Feststellungen der vorhergehenden Zeilen in Z 11 ein imperativischer Rat auf.

Dieser zweifachen Teilsteigerung übergeordnet ist aber die Gesamtsteigerung des Spruches, die sich in verschiedenen Linien aufzeigen läßt.

Einmal im Blick auf die Krone: Zunächst ist sie noch durchaus gegenwärtig und wirklich, ein Gerät, das gemacht wird; dann leuchtet sie von Philipps Haupt, durch dessen Glanz sie noch mehr erhöht wird; mit Bewunderung sehen die Fürsten (von unten) zu ihr auf, und schließlich strahlt sie am Himmel als leitender Stern.

Auch das Verhalten der Fürsten wird positiv gesteigert. Anfangs besteht noch die Möglichkeit, Philipp und die Krone zu trennen, dann aber sehen die Fürsten seinen Anblick gerne, und schließlich folgen sie ihm in Ehrfurcht und Vertrauen nach.

Der ganze Spruch bewegt sich mit Wucht und Glanz auf seinen Schluß zu, und daß am Ende die Wendung ins Aktuelle erfolgt, ist durchaus kein Absinken, als was wir es als moderne Menschen etwa empfinden könnten (schon der *leitesterne* macht das ja ganz unmöglich). Im Gegenteil, von Walthers Thema «Philipp ist der Richtige» sollen die Fürsten ja eben überzeugt werden – das ist das Ziel seines Spruches. Die aktuellen Zeilen verbindet der Dichter übrigens noch wirkungsvoll durch den Reimvokal *e* als Kürze und Länge.

Walthers Ziel ist die Einigkeit zwischen König Philipp und den Fürsten, und auch dieses Harmoniestreben unterstreicht der Aufbau seines Spruches; denn am Ende geht das Motiv Krone völlig im Thema «Philipp ist der Richtige» auf. Zunächst werden sie und Philipp noch getrennt gedacht, man kann sie vergleichen (Z 1 *elter danne*), könnte sie sogar trennen (Z 5 *scheiden*), dann aber beeinträchtigt keines von ihnen das andere, wobei jedoch immer noch zwei getrennt gedacht werden (die Litotes an dieser Stelle halte ich für bewußt verwandt, damit eine nachherige Steigerung möglich wird). Hierauf handeln sie gemeinsam (Z 7 *si liubtent*), und schließlich fließen der, dem der *weise* über dem Nacken steht, und der Stein selbst völlig im *leitesterne* zusammen. Der Einklang ist erreicht.

Damit berühren wir einen weiteren Vorgang, der sich im Spruch vollzieht und schon angedeutet wurde: Walther bewegt sich von außen nach innen, wobei das «Spezielle» nicht irgendein Teilchen ist, sondern im Kern sitzt. Wenn der Dichter sich über «Ihr alle» (Z 2) und die Gutdenkenden (Z 5) zu den Fürsten (Z 9) begibt, so gelangt er zu dem Punkt, auf den es ihm ankommt, denn sein Ziel ist ja die Gewinnung der Fürsten.

Schon bei der Krone haben wir diese Entwicklung vom Gegen-

stand, den der Goldschmied macht, zum *leitesterne*, man ist versucht zu sagen: zum Ideal, erlebt. Welcher Weg ist zurückgelegt worden von *Diu krône ist elter danne der künec Philippes sî* bis zu *der stein ist aller fürsten leitesterne*!

Bei der ungemein engen Verwandtschaft dieses Spruches mit dem folgenden (19, 5) erhebt sich die Frage, ob zwischen beiden nicht ein Übergang besteht. Es sei daher ein kurzer Exkurs über die Interpretation des Wortes *leitesterne* gestattet.

Die gewöhnliche und häufigste Bedeutung ist gewiß: Polarstern, der die Schiffer leitet. (Wie noch bei Grillparzer «Des Meeres und der Liebe Wellen», 3. Aufzug: «Ans Ufer eilt' ich, stürzte mich ins Meer / als Leitstern jenen Schimmer stets im Auge», was etwas später abstrakt angewandt noch deutlicher wird: «Das ist nicht gut / was so verkehrt die innerste Natur / auslöscht das Licht, das uns die Götter gaben / daß es uns leite, wie der Stern des Pols / den Schiffer führt.») Doch nahm schon Burdach¹ einen Doppelsinn an, indem der weise Herzog Ernst bei seiner Fahrt durch den dunklen Felsenschlund ins Freie geleitet habe und jetzt den Fürsten auf der Irrfahrt in der Nacht des Thronstreites ebenso vorausstrahlen solle.

Seltsamerweise ist jedoch, soweit ich sehe, nie die Ansicht geäußert worden, daß sich der Doppelsinn des *leitesterne* auf den Stern von Bethlehem beziehen könnte, der ja nach Matth. 2, 9 vor den Weisen «hinging», womit die Verbindung dieses Spruches mit 19, 5 nicht nur durch Philipp sehr eng wäre, der mit der Krone (dem *leitesterne*) auf dem Haupt hinschreitet, sondern vor allem durch die religiöse Sphäre, der 19, 5 angehört und in die dann der *leitesterne* hinüber führen würde.

Daß ein solcher Nebensinn des Wortes *leitesterne* sich einstellen konnte, scheint mir aus einer Stelle im «Leben der Heiligen Elisabeth»² hervorzugehen. Die Gefolgsleute des Landgrafen von Thüringen beklagen dort den Tod ihres Herrn im Morgendland 4720ff. mit diesen Worten:

«o wunneclicher herre
Du suzer leidesterre
dins volkes, edele us erkorn
we uns, wi han wir dich verlorn,
unser ougenweide
ein licht unde ein geleide
unser walleferte.»

Der Leitstern auf dem Zug ins Heilige Land legt den Nebengedanken an den Stern von Bethlehem sehr nahe.

19,5

Die erwähnte enge Beziehung dieses Spruches zu 18,29 fordert vom Untersuchenden das gleiche Vorgehen wie dort, nur daß die Frage nach dem logischen Aufbau noch kürzer zu beantworten sein wird; denn der majestätische Fluß des Spruches ist völlig unabhängig von einer logischen Gedankenentwicklung und wird wiederum aus musikalischen und bildhaften Quellen gespeist.

¹ Walther I, S. 255.

² Ausg. Max Rieger, Stuttgart 1868.

Das Thema ist im Grunde dasselbe: «Philipp ist der Richtige», nur daß diese in 18,29 noch nicht allgemein anerkannte Meinung nun als erwiesen gilt.

Die Natur des Spruches charakterisiert eine feierliche Bewegung. Außer Z 4 und 5 – worauf noch zurückzukommen sein wird – wechseln im ganzen Spruch nur lange und kurze *a* und *o* als Reimvokale, wobei besonders der Abgesang durch die Gruppierung *â-â-a-â-â-a* auffällt, die in Walthers Spruchtönen sonst nirgends vorkommt und dem feierlichen Schreiten des Königs angemessen ist.

Wie in 18,29 das wiederholte Verb *schouwen* dem optischen, so entspricht hier das wiederholte *gên* dem bewegten Charakter des Spruches, und wiederum wird außer dem Verb noch ein Hauptwort wiederholt, das mit ihm in enger Beziehung steht: *keiser*. Dort schauten die Fürsten, hier geht der Kaiser.

Wieder erscheint ein mannigfach variiertes Motiv: Gestalten aus der religiösen Sphäre. In gleicher Abgewogenheit wie dort Krone/Philipp stehen sechs Begriffen aus der königlichen Sphäre (*keînc – keisers bruoder und keisers kint – rîche – zepter und krône – kûniginne*) sechs aus der religiösen Sphäre gegenüber (*bêrre – maget und muoter – die dri namen – rôse und tûbe – die wîsen*), wobei der Glanz, den die Krone Philipp im vorhergehenden Spruch verlieh, hier durch die heiligen Namen noch in unerhörter Weise gesteigert wird.

Wir müssen hier einen Augenblick innehalten, da es gilt, die Interpretation des Wortes *die wîsen* zu klären.

Im Laufe der weiteren Untersuchung wird es sich herausstellen, daß nicht nur der Eigenbau des Spruches, sondern auch der Vergleich mit den anderen Sprüchen des Tones und vor allem mit 18,29 für die *wîsen* zumindest als Nebenbedeutung die Weisen aus dem Morgenland verlangt; ich möchte aber sogar so weit gehen, hier mit Handschrift C, in der die Sprüche des ersten Philippstones anerkanntermaßen am besten überliefert sind, für Z 12 *müeste* statt bisherigem *muoste* vorzuschlagen, womit also magi die Hauptbedeutung wäre. Diese Interpretation ist bereits von Wallner¹ erwogen worden, wobei er jedoch als Beweis nur den in der Bedeutung «urteilsfähige» «für Walther unerhört matten Abschluß» anführte und auf dessen Trivialität nach der bisherigen beinahe mystischen Darstellung hinwies.

Das Echo war erstaunlich matt. Wilmanns bringt ohne jede Widerlegung nur den Satz «nicht die Magier aus dem Morgenlande», Hermann Michel (Bearbeitung Pfeiffers) begnügt sich kommentarlos mit

¹ PBB 35, 193.

der Erwähnung von Wallners Ansicht. Kraus bemerkt, der Konjunktiv passe bei der Doppelbedeutung *magi* und Kenner nicht zu den letzteren, ohne auszuführen warum oder zu erwägen, daß *magi* tatsächlich die Bedeutung, Kenner aber ein Nebensinn sein könnte.

Ich verwende im folgenden die *wisen* = *magi* für den Leser vorläufig als Arbeitshypothese, da sie sich meines Erachtens im Verlauf der Untersuchung rechtfertigt.

Kehren wir zur Gliederung zurück.

Wieder ergibt sich die Aufteilung in zwei Hauptgruppen mit je zwei Untergruppen, von denen jede das Motiv variiert: 1–3 Christi Geburt, 4–6 die Trinität, 7–9 Maria, 10–12 die *magi*. Und wieder läßt sich sehr schön die Teilsteigerung beobachten. Der Aufgesang beschäftigt sich mit Philipp allein. Z 1–3 hören wir von ihm nur, daß er *schöne* zum Weihnachtsfest geht, in Z 4–6 dagegen trägt er dreifach kaiserlich Szepter und Krone des Reichs. Würde und Glanz seiner Erscheinung sind im zweiten Stollen also gesteigert worden, auch wurde der *künec* Philipp zum *keisers* Bruder und Kind.

Im Abgesang, der sich mit Philipps Gefolge beschäftigt, folgt ihm in Z 7–9 seine hochgeborene Gattin, die mit Ausdrücken der Marienverehrung gepriesen wird, und Z 10–12 dienen ihm alle Fürsten, sogar die ehemals feindlichen Thüringer und Sachsen. Der zweite Teil hat also den Glanz von Philipps Gefolge und damit auch seinen eigenen gesteigert.

In der gleichen Richtung bewegt sich auch die Gesamtsteigerung des Spruches. Philipp tritt zuerst allein auf, dann verkörpert er – wie die Trinität eine dreifache Gottheit – ein dreifaches Kaisertum, dazu gesellt sich eine hochgeborene und der Jungfrau Maria zu vergleichende Gattin, und endlich schließen sich sogar die bisher widerpenstigen Fürsten in religiöser Ergebenheit an. Wie dort die Krone zum *leitesterne* so hat sich hier der König zu beinahe göttlichem Glanz erhoben. Erst benimmt er sich geziemend (Z 3 *schöne*), ist von vornehmer Geburt (Z 4 *keisers bruoder und keisers kint*), *bövesch* (Z 7 sein Gang folgt dem feierlichen Hofzeremoniell), von höchster Sittenreinheit (Z 9 seine Gattin ist die marienähnliche Königin), mächtig und siegreich (Z 11 Thüringer und Sachsen dienen ihm) und schließlich religiös verehrt (Z 12 wie Christus von den *magi*).

Wiederum gehen also Motiv und Thema am Ende ineinander über: religiöse und weltliche Sphäre – am Anfang noch streng getrennt – sind am Schluß nicht mehr zu unterscheiden. Zunächst feiert Philipp durchaus noch in seiner weltlichen Sphäre das Weihnachtsfest. In

scheuer Verhüllung, um nicht blasphemisch zu wirken, wird Philipps Sein darauf mit dem der Trinität verglichen, seine Gattin erhält die schmückenden Beiwörter der Himmelskönigin, und ihm selbst dienen schließlich die Fürsten, wie die magi – Christus dienten. Dieser kühne Vergleich der Person mußte sich natürlich noch mehr verhüllen als jener des Zustandes.

Wieder vollzieht sich die Wendung ins Politisch-Aktuelle gegen Ende des Spruches, und wieder gilt von dieser «Spezialisierung» das gleiche wie in 18,29: sie ist keine Verengung, sondern berührt das Ziel des Spruches; und wieder führt uns sein Verlauf von außen nach innen: Zunächst geht Philipp durchaus menschlich und sogar in Magdeburg lokalisiert zur Kirche, um das Fest von Christi Geburt zu feiern, mit dem er am Schluß auf beinahe mystische Weise verbunden wird.

Wir haben gesehen, daß die beiden Sprüche nahezu analog gebaut sind. (In den vier letzten Zeilen verhalten sich nebenbei sogar die Reimvokale gleich: 18,29 *e-ê-ê-e*; 19,5 *a-â-â-a*).

Man ist versucht, noch weiter zu gehen und in einzelnen Zeilen von 19,5 eine Fortsetzung und – Philipps glücklicherer Lage entsprechend – eine Steigerung von 18,29 zu sehen. Ein paar Hinweise seien gestattet.

Z 4: Philipp mit dem kaiserlichen Haupt (18,29) wird zu Kaisers Bruder und Kaisers Kind gesteigert.

Z 5: Philipp und die Kaiserwürde, die man nicht trennen soll (18,29), gehen nun in einer *wât*.

Z 10: Dem Irregehn der Fürsten in bezug auf die Königswahl (18,29) stellt sich ein *niener anderswâ* entgegen.

Z 11: Die Fürsten, die nach dem Herrscher schauen sollen, der den *weisen* trägt (18,29), dienen ihm auf vorbildliche Weise. Kann man sich dem Eindruck entziehen, daß diese Parallelen zu einem wunderbaren Gipfel geführt werden, wenn wir Z 12 nun so interpretieren, daß die Fürsten ihrem Leitstern (18,29) nun wirklich wie die magi gefolgt sind?

19,17

Mit diesem Spruch begeben wir uns in eine neue Atmosphäre. Walther setzt sich nicht mehr begeistert für Philipp ein, sondern bezieht wenn auch vorsichtig Stellung gegen ihn, er preist nicht mehr, er warnt. Damit hängt wohl auch die viel gedanklichere Haltung dieses

Spruches zusammen, dessen Hauptreiz neben den schönen Beispielen in seinen geistreich verschnörkelten Umkehrungen liegt.

Wie vollkommen anders als in den beiden vorhergehenden Sprüchen werden hier die Gruppen gestaltet, die sich äußerlich gleich gliedern! Beeinflußt von der Freude am gedanklichen Spiel tritt die musikalische Behandlung von Thema und Motiv so weit zurück, daß es schwer zu entscheiden wäre, was überhaupt als Motiv anzusprechen sei. Auch die Beispiele sind keine motivischen Bilder, sondern Be-
weise und Illustrationen.

Wie geht Walther nun hier vor?

Aufgesang: Im ersten Stollen stellt er (mit *mère* noch recht vage angedeutet) den Satz auf: der scheinbare Gewinn, den man durch Nichtgeben erreicht, entspricht in Wirklichkeit einem größeren Verlust. Im zweiten Stollen folgt die Gegenüberstellung: der scheinbare Verlust, den man durch Geben erleidet, entspricht in Wirklichkeit einem doppelten Gewinn (*prís* und *êre*).

Abgesang: Der erste Teil illustriert diese Behauptung: die *dürklen* Hände werden *erforht* und *geminnet*. Der zweite bringt ein weiteres Beispiel, wobei anzunehmen ist, daß Walther mit Recht der Ansicht war, das ungeheure Lösegeld, das für Richard aufgebracht worden war, sei weit höher gewesen als die Summen, die er vorher freiwillig verteilt hatte. Die letzte Zeile, die auch hier wieder verstärktes Gewicht hat, faßt alles bisher Vorgebrachte in einer Sentenz zusammen, die Sprichwortcharakter hat und noch einmal dem einen die zwei gegenüberstellt.

Dieses Vorgehen erstreckt sich über den ganzen Spruch; denn Philipp, dem Getadelten, stehen die zwei Vorbilder Saladin und Richard gegenüber, der tadelnden Feststellung zwei rühmende Beispiele.

Bei so viel geistreicher Abwandlung kommt es zu sehr auf Präzision an, als daß sich Wortwiederholungen vermeiden ließen. Das zweimal auftretende Verb ist eben bezeichnenderweise denken, und bedünken und kund sein sind ihm nahe verwandt. Andere abstrakte Verben schließen sich eng an, zum ersten Mal begegnen wir Passivkonstruktionen. Im übrigen werden ohne einen anderen Wunsch als den der gedanklichen Einprägung mehrere Wörter wiederholt: *danke*s, *milte*, *künec*, *hant* und *túsent*.

Ein scharfer Einschnitt liegt zwischen Auf- und Abgesang: Auf Tadel und Ermahnungen folgen die Beispiele, ein Vorgehen, das stark an 12,18 erinnert.

Aufgesang und Abgesang sind in sich auf bezeichnende Art gesteigert.

Aufgesang: In Z 1–3 teilt der Dichter zurückhaltend die Vorwürfe mit, die Philipp von anderen gemacht werden, in Z 4–6 bezieht er selbst Stellung gegen ihn, aus *dun sîst niht dankes milte* (Z 2) wird *dir ist niht kunt* (Z 5). Die Steigerung besteht in einer Bestätigung des Vorwurfs; denn nun *beduncket* es den Dichter nicht mehr, sondern der Tadel steht fest. Eine Steigerung liegt ferner in der Füllevorstellung, die durch das wiederholte *tûsent* geweckt wird.

Abgesang: Z 7–9 gibt als erstes Beispiel einen Ausspruch Saladins wieder, der etwas abstrakt die Vorteile der Freigebigkeit nennt (*erforht und geminnet werden*). Das zweite Beispiel Z 10 und 11 ist konkreter und aktueller (Richard lebte ja noch), der Nutzen sehr deutlich: Aus schmähhlicher Gefangenschaft wird man dank früherer Freigebigkeit durch eine ungeheure Geldsumme erlöst. Hübsch ist dabei noch der Schnörkel, der durch eine neue Umkehrung erreicht wird: 7–9 gebende Hand bringt solchen Nutzen, 10–11 solchen Nutzen bringt gebende Hand, Z 12 kehrt wieder um: dieser Schaden bringt doppelten Nutzen.

Trotz seiner kunstvollen Verästelung bewegt sich der Spruch aber in klarer Linie und fühlbarer Steigerung, unterstrichen durch die wuchtigen Imperative im Abgesang, zu seinem Gipfel, dem Weisheitssatz, den sich *Philippes künec* zu Herzen nehmen soll, damit die *nâhe spehenden* ihn nicht mehr zu tadeln brauchen. Von einem sehr realen Vorwurf sind wir zu einem allgemein gültigen Lehrsatz aufgestiegen, der in diesem Zusammenhang aber durchaus aktuell ist.

Was die Kritiker von außen an Philipp herangetragen haben, das will Walther am Schluß zu seinem eigenen Gedanken machen. Daß er das Problem dabei positiv wendet, beweist seinen Sinn für eine wirkungsvolle Mahnung.

19,29

Wieder bringt der Übergang von einem Spruch zum andern einen großen Stimmungswechsel mit sich. Gedankliches wird kaum mehr gestreift, alles ist emotional, bewegt, musikalisch und bildhaft, durch den ganzen Spruch geht ein Tanzrhythmus, eine körperliche und seelische Lebensfreude, die sich kaum in Form halten läßt – dies im Blick auf den Bau ganz wörtlich genommen.

«Damals war ich traurig – jetzt bin ich froh» ist der Spruchgedanke, wenn man ihn überhaupt so nennen kann. Den Bewegungscharakter spiegeln die zwei *gên* und die Wörter *trit*, *fuoz*, *slîchen*, *tanzên*, *stîgen*; Körperfreude die dreimalige Erwähnung von Gliedmaßen: *houbet*, *knîe*, *fuoz*. Das unmittelbare persönliche Erleben drückt sich in den zahlreichen Pronomina der ersten Person aus. Das Personalpronomen wird nahezu durchdekliniert: *ich*, *mich*, *mir*; dazu die Possessiva: *mînen*, *mîniu*, *mîner*. In 12 Zeilen bezieht sich Walther zwölfmal auf sich selbst!

Ein solcher Überschwang scheint sich nach modernem Empfinden unmöglich an strenge Gesetze halten zu können, und die Auftaktfreiheiten sprechen zunächst dafür. Wenn wir uns aber die straffe metrische Form vergegenwärtigen, die auch dieser sorglose Spruch durchaus einhält, so werden wir von neuem zur Bewunderung von Walthers «Freiheit in der Beschränkung» zurückgeführt.

Tatsächlich ist auch dieser Spruch durchaus gegliedert.

Der Aufgesang beschäftigt sich mit dem trüben Gestern, der Abgesang mit dem strahlenden Heute; nur bei der sechsten Zeile ist es, als hätte Walthers Freude ihn das Ende des Aufgesangs nicht mehr erwarten lassen, eine Zeile «zu früh» bricht sein Jubel hervor.

Trauer und Freude, Gestern und Heute sind die großen Gegensätze des Spruches, und auf Gegensätzen baut sich der Aufgesang, dem sich der einheitliche Abgesang als neuer Gegensatz anschließt. In den sechs ersten Zeilen stehen einander gegenüber: *sêle* und *lîp*, *genesen* und *ersterben*, Kranich- und Pfauentritt (Stolz und Niedergeschlagenheit, Demut), *houbet* und *knîe* (oben und unten), *niderhenken* und *ûfribten*. Im Abgesang aber, wo die Harmonie gegenwärtig ist, erscheint sogar ein Synonymenpaar: *rîche* und *krône*.

Aufgesang und Abgesang sind in sich gesteigert.

Aufgesang: In Z 1–3 wird Walthers stolzes Schreiten von Friedrich mit unter die Erde genommen¹. In Z 4–5 gibt er eine drastisch gesteigerte Ausmalung seiner trostlosen Lage. Künstlerisch kommt zum Bilde des Pfauenganges noch das des herabhängenden Hauptes, das einer anderen Sphäre angehört. In energischer Steigerung tritt im zweiten Stollen auch das Ich in den Vordergrund (eine Erwähnung im ersten zu fünf im zweiten Stollen).

Abgesang: In Z 7–9 schildert Walther die äußere Verbesserung seiner Lage (wobei Z 9 mit dem *tanzên* in herrlichem Gegensatz zum *slîchen* schon zum folgenden überleitet, wie in diesem Spruch die Freude

¹ Nach der Auslegung bei v. Kraus.

überhaupt ungestüm vorwärts drängt). In Z 10–12 dagegen hören wir von seiner Freude, die durch den Blick in die glückliche Zukunft noch gesteigert wird. Wieder tritt im zweiten Teil das Ich in den Vordergrund (zwei Erwähnungen im ersten zu vier im zweiten Teil).

Walther erwähnt in diesem bewegten Spruch vier verschiedene Zeiten und zwar jede in einer Untergruppe. Die gute Zeit vor Friedrichs Tod, auf die das *wider* der letzten Zeile noch einmal hinweist, im ersten Stollen; die bitteren Tage des Pfauengangs nach seinem Hinschied im zweiten; die erfreuliche Gegenwart im ersten Teil des Abgesangs; und endlich die strahlende Zukunft, in der er *wider in ein hôgemüete stîgen* wird, im zweiten.

Was Walther will, hat sein Spruch schon getan; er ist hoch gestiegen. Wir sind vom Kummer zur Freude, vom Gestern zum Heute, vom Tod zum Leben, vom *slîchen* zum *tanzen* geführt worden. Zugleich aber hat der Dichter uns von einem verstorbenen Außenstehenden mitten in seine Seele geführt – von außen nach innen.

20,4

Aus der Atmosphäre des äußeren und inneren Erlebens eines Einzelnen begeben wir uns mit diesem Spruch ins Treiben der Menge.

Wiederum wird kein Gedanke logisch weitergeführt, dagegen ist das Thema «Treiben am Thüringer Hof» in reizvollen Variationen vom Motiv «laute Menge» umgeben.

Die Natur des Spruches ist akustisch-optisch wie das Motiv; wiederholt wird das Verb *dringen*, mit dem sich dem damaligen Wortsinn entsprechend die Vorstellung einer großen und nicht eben stillen Hofgesellschaft einstellen mußte. (Wilmanns führt unter andern Konrad von Haslau, Jüngling V. 153 an: *ze hove ist maneger durch die êre | daz er dringen und schallen mêre*.) Sonst zeigt sich Walther wieder als Meister der Abwechslung: *schar* – *helden* – *kenpfe* – *ritter* bezeichnen zum Teil ironisch Landgraf Hermanns Umgebung, bei deren Erwähnung Wolfram¹ ja ungeniert den Ausdruck *smaeblich gedranc* braucht.

Der Aufgesang gibt das ständige Hin und Her wieder, dem der Ohrenkranke besser fern bleibt und das am Dichter selbst vorbeiströmt, da er nach seinem wiederholten Dringen erschöpft anhält. *Ein – diu ander, ûz – in, naht – tac, hân gedrunge – mac niht mê dringen* sind hier keine Gegensätze, sondern spiegeln den unruhigen Betrieb am

¹ Parz. 297, 22 Ausg. E. Martin, Halle 1900–1903.

Thüringischen Hofe, besonders meisterhaft in Z 5 gestaltet: *ein schar vert ūz, diu ander in, naht unde tac*.

Der Spruch gliedert sich wiederum in Auf- und Abgesang mit ihren Untergruppen. Die Ironie, die sich schon in dem freundschaftlichen Rat an den Ohrenkranken andeutet, wird gegen Schluß noch deutlicher, und wenn es im Aufgesang mehr der Lärm der Menge war, womit der Dichter sich beschäftigt, so ist es im Abgesang eher ihre Art, die aber mit «laut» eng verbunden bleibt, denn wo Zechkumpane und nimmer leere Humpen genannt werden, da stellt sich beim Hörer sogleich auch die Vorstellung des Lärmens ein.

Der Aufgesang beschäftigt sich mit einer mehr äußeren und allgemeinen Charakteristik des Treibens an diesem Hofe, der Abgesang führt zum Landgrafen selbst – von außen nach innen, vom noch ferne stehenden Ohrenkranken, der den Hof nicht kennt, über Walther, der ihn kennt aber nicht mehr dort weilt, ins Innere der Festhalle zum Landgrafen und seinen Kumpanen. Dem Spruch gelingt das Dringen!

Aufgesang und Abgesang sind in sich gesteigert.

Aufgesang: Z 1–3: ein ohnehin Ohrenkranker würde an diesem Hofe taub, in Z 4–6 aber ist es sogar bei einem Gesunden ein Wunder, daß er etwas hört.

Abgesang: In Z 7–9 *vertuot* der Landgraf seine Habe, was, wie Wilmanns erwähnt, nicht einmal unbedingt tadelnswerten Sinn haben muß, in Z 10–12 wird aber als durchaus möglich eine sinnlose Verschwendung erwähnt, die der Dichter ironisch *bôbiu fuore* nennt.

Auch künstlerisch steht dem ersten Stollen mit seinem sachlich begründeten Rat im zweiten eine lebhafte bildliche Beschreibung gegenüber, die auf Kausalsätze verzichtet. Im Abgesang folgt auf eine scheinbar sachliche Schilderung das Ausmalen einer abstrusen Möglichkeit, die den Gipfel des Spruches bildet und zugleich sachte auf einen unvermeidlichen Ruin des Landgrafen anspielt.

Walther geht auch in diesem Spruch, wie wir sahen, von außen nach innen; wird er aber auch aktuell, wenn er eine an sich unwahrscheinliche Möglichkeit erwähnt? Ich halte es für sehr wohl möglich, daß die Schlußzeile einen Doppelsinn enthält, den wir heute nicht mehr sehen. Es ist geäußert worden¹, Walther wolle damit sagen, nicht ihm sei das Vordringen gelungen, dafür aber anderen Gästen. Das Wort *ritter* muß dann stark betont gewesen sein und für den Hörer in diesem Zusammenhang den Beigeschmack «zweifelhafter Ritter» gehabt haben, wie wir heute zuweilen von «Herren» sprechen,

¹ Wallner, PBB 35, 193.

wobei die Anführungszeichen durch die ironische Betonung wiedergegeben werden. Walther würde dann mit diesem Schluß seines Spruches meinen: solche Ritter würden am Thüringischen Hof bewirtet werden, auch wenn die Kosten ins Unermeßliche stiegen, während Leute wie ich es dort auch jetzt zu nichts bringen (womit Lachmanns von Paul angegriffene Bemerkung doch wieder bestätigt wäre, daß nämlich Walther hier einen vergeblichen Versuch am Hofe anzukommen im Auge habe). Auf jeden Fall bedeuten die niemals leer stehenden Becher der Raufbolde, daß auch der Lärm auf der Wartburg bei größter Teuerung nicht aufhören würde; der Ohrenkranke wird sich also nie dorthin begeben können!

II. GESAMTCHARAKTER DER SPRÜCHE

Formal

Die Strophenform gibt Wilmanns:

6a	6a	5b+	6c	6c	5b+
4d	6d	5e+	4f	6f	5e+

Der Auftakt ist außer bei 19,29 (wo sich die Abweichung aus dem Inhalt erklärt) regelmäßig.

Auf kleine weitere formale Gemeinsamkeiten möchte ich noch hinweisen.

Doppelte Senkung tritt immer in Z 3 auf und fehlt stets in den Zeilen 4, 5, 6, 7, 10. Die Zeilen 4 und 5 heben sich nach der Art des Reimvokals stets von ihrer Umgebung ab (18,29 *o o* zwischen *a*, 19,5 *i i* zwischen *ô*, 19,17 *u u* zwischen *ê*, 19,29 *ie ie* zwischen *e* – wie 19,29 mehrmals am wenigsten konsequent ist –, 20,4 *a a* zwischen *oe*). Der Abgesang bevorzugt dagegen verwandte Vokalklänge 18,29 *e ê ê e* | 19,5 *â-â-a-â-â-a* | 19,17 *î î i . . i* | 19,29 *o o . . uo uo* | 20,4 *uo uo . . u u*.

Bedeutungsmäßig

Von den Aufbaugesetzen, die wir in den einzelnen Sprüchen kennen gelernt haben, stelle ich hier diejenigen zusammen, die allen fünf gemeinsam sind und von denen ich also annehme, daß sie im Wesen dieses Tones begründet sind. Nur wenn er seinen «Tongesetzen» gehorchte, war der Spruch wohl für den anspruchsvollen Hörer voll-

endet, und da ja hier Komponist und Dichter eins sind, wurde nicht wie heute «ein Text vertont», sondern das Gegenteil war der Fall: der einmal geschaffenen Melodie und ihren Gesetzen mußte sich der Text anpassen. So entstanden Sprüche des gleichen Tones (der Vorgang ist uns ja von den Sequenzen her vertraut).

Fassen wir die gleichen, jedem Spruch innewohnenden Aufbau-gesetze kurz zusammen.

Der Spruch als Ganzes

Die Linie führt aufwärts, beginnt sachlich, ruhig und erhebt sich in ungebrochener Steigerung bis zum letzten Satz, der also stark betont ist (dieses Aufsteigen drückt 19,29 besonders deutlich in seiner letzten Zeile aus: *und wider in ein hôhgemüete stîgen*). Daß der letzte stets in einer mehr oder minder engen Verbindung zum ersten Satz steht, verleiht den Sprüchen eine schöne Geschlossenheit. Die Krone wird zum Leitstern (18,29), die äußere Verbindung mit dem Christfest wird zu einer inneren (19,5), der getadelte König bekommt die Lehre, die er sich zu Herzen nehmen soll (19,17), auf die kummervolle Zeit nach Friedrichs Tod folgt der Schritt in eine bessere Zukunft (19,29), und dem Ohrenkranken ist von einem Besuch des Thüringer Hofes auch in alle Zukunft abzuraten (20, 4).

Der ansteigende Weg führt gleichzeitig von außen nach innen, sei es vom Realen zum Idealen, von dem, was uns geschieht, zu dem, was wir erleben, oder schließlich von Außenstehenden zum Zentrum des Landgrafenhofes.

Das Vorgehen ist dabei im allgemeinen wenig gedanklich, der Spruch entwickelt sich nicht so sehr durch Folgerungen als durch Assoziationen. Das Auftauchen der Trinität in 19,5 etwa ist durch nichts hervorgerufen als durch die Assoziation zu *hërre* und Weihnachtsfest. Nur in der Welt der Assoziationen vollzieht sich der Übergang vom Pfauentritt zum Hängenlassen des Hauptes *uf diu knie*, was der Pfau gewiß nicht tut (19,29). Emotional begründet ist ein Ausruf wie *wol ûf swer tanzen welle nâch der gîgen* (19, 29), der durchaus nicht gedanklich daraus hervorgeht, daß die *krône* Walther aufgenommen hat.

Die Hauptvorstellungen fließen in der letzten Zeile zusammen. *Der stein ist aller fürsten leitesterne* (18,29) umschließt Philipp, die Krone und die Fürsten. Mit dem Dienst der *magi* (19,5) ist die Vorstellung ihres Herrn untrennbar verbunden, das Ganze in Parallele mit Philipp

und den Fürsten. Der Verlust, der doppelten Gewinn bringt (19,17), muß als Mahnung vorgebracht die Beziehung zur *milte* und zu einem Ermahnnten geben. *Wider in ein hóbgemüete stigen* (19, 29) umfaßt auch einen vorher liegenden Tiefpunkt. Die ständig vollen Becher der Raufbolde schließlich (20,4) lassen uns auch den Lärm in der Festhalle lebendig werden.

Zwei Gemeinsamkeiten von weniger entscheidender Bedeutung sind noch zu nennen: in jedem Spruch wird (außer Hilfszeitwörtern) nur ein Verb wiederholt, und zwar entspricht es stets dem Charakter des Spruches, *schouwen* der optischen, *gên* der bewegten, *denken* der verstandesmäßigen und *dringen* der akustisch-optischen Vorstellung. Schließlich wird noch in jedem Spruch ein Fürst erwähnt.

Die Glieder des Spruches

Jeder Spruch gliedert sich in zwei Hälften: Aufgesang und Abgesang. Immer steht nach der sechsten Zeile deutlich fühlbar ein Punkt. Die gedankliche und assoziative Entwicklung ist zum Abschluß gekommen, was nicht heißt, daß ihr Motiv nicht etwas abgewandelt im Abgesang zunächst wieder aufgenommen werden könnte. Der Aufgesang für sich allein genommen wäre durchaus kein Bruchteil ohne Eigenwert, er ist vielmehr in sich geschlossen. Wenn 18,29 im Aufgesang aussagt, daß Philipp die Krone trotz ihres hohen Alters so gut passe und stehe, daß sie ihm niemand nehmen solle, so haben wir einen durchaus selbständigen Abschnitt vor uns. Das gleiche gilt von allen anderen Sprüchen, ist jedoch bei 19,17 besonders deutlich.

Steigerung im Gesamtverlauf des Spruches heißt nicht, daß der Abgesang oder der Schluß «wichtiger» sei als der Aufgesang.

Ich verwandte vorhin bewußt den Ausdruck, der Spruch gliedere sich in Auf- und Abgesang; denn er zerfällt nicht in zwei Hälften wie manche andere. Wohl wird im Abgesang zuweilen ein neuer Ton angeschlagen, aber der Charakter des Spruches bleibt der gleiche wie am Anfang. Nur in 19,17 sind die Hälften deutlicher geschieden, doch auch hier zeigt ein Vergleich etwa mit 32,27 erst, was eine wirkliche Trennung ist. Über bedeutende Unterschiede zwischen Auf- und Abgesang läßt sich also wenig aussagen. Die letzten sechs Zeilen sind eher temperamentvoller als die vorausgehenden, im Abgesang treffen wir Ausruf und Imperativ. Verglichen mit dem Aufgesang ist die Haltung des Abgesangs positiver, in 19,29 fallen Kummer und Freude fast genau mit Auf- und Abgesang zusammen, aber auch in 19,17

folgt auf den Tadel des Aufgesangs im Abgesang die Erwähnung der guten Beispiele und eine positiv gefaßte Lehre, in 20,4 auf den negativ gehaltenen Rat ein Scheinlob.

In 18,29 und 19,5 ist der Einschnitt nach der sechsten Zeile überhaupt ziemlich unwichtig, aber in der deutlichen Tendenz kommt auch die positive Haltung zum Ausdruck.

(Die große Ähnlichkeit von Auf- und Abgesang wird ja vom Reimschema bestätigt, das im 1. Philippston als dem einzigen von Walthers Spruchtönen für beide Teile völlig gleich ist. Auch in der Taktzahl stellen nur die Viertakter im Abgesang eine leichte Änderung dar.)

In der Einzeluntersuchung wurde für jeden Spruch dargelegt, daß Auf- und Abgesang sich ihrerseits wieder in zwei Gruppen gliedern, von denen die zweite jeweils die erste steigert. Es bleibt noch hinzuzufügen, daß diese Untergruppen wie Auf- und Abgesang auch syntaktisch abgeschlossen sind, was z. B. im Unmutston nicht einmal immer für Auf- und Abgesang zutrifft (34,4 und 34,34). Für alle gilt dabei auch, daß der zweite Teil des Abgesangs «aktuell» ist und vor seinem Beginn eine deutliche Atempause liegt.

Die Zeilen des Spruches

Sogar in dieser kleinsten Einheit bestehen Ähnlichkeiten. Z 9 hat mehr oder minder deutlichen Ausrufcharakter (besonders in 19,29 aber auch in 18,29 und 19,5), Z 10 neigt zu abstrakten Vorstellungen, (besonders 20,4 aber auch 19,29 und 19,5). Z 4 ist die einzige Zeile, wo Wortwiederholungen vorkommen, und zwar dreimal (19,29 *gieng – gie*, 20,4 *gedrungen – dringen*, 19,5 *keiser – keiser*), endlich ist die zwölfte Zeile für die Interpretation wohl deswegen schwierig, weil sie offenbar doppelsinnig ist:

Ein schade ist guot, der zwêne frumen gewinnet in 19,17 gibt sich als allgemeine Weisheitslehre, bezieht sich aber zugleich auf Philipps mangelnde *milte*. In *ein höhgemüete stigen* (19,29) ist eine Fortsetzung der Kranich- und Pfauentrittvorstellung, drückt aber gleichzeitig auch den seelischen Vorgang abgesehen vom Bild aus. Die nimmerleeren Ritterbecher (20,4) haben wohl eine Nebenbeziehung zu Walther, und über den *leitesterne* (18,29) als Polarstern und Stern zu Bethlehem und die *wîsen* in 19,5 habe ich schon ausführlicher gesprochen.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß die Zeilen 1, 2 und 3 inhaltlich und syntaktisch eng verbunden sind, was auch für 4 und 5 zutrifft (syntaktisch bildet 20,4 hier eine Ausnahme).

Vor uns steht noch die Frage nach dem Vortrag der Sprüche. Wurden sie einzeln gesungen oder sind sie im Grunde Strophen, die irgendwie, wenn auch nur lose, verbunden sind?

Natürlich kann es nicht die Absicht dieser Arbeit sein, die Frage zu lösen. Immerhin läßt das bisher Gesagte gewisse Schlüsse im Sinne eines Beitrags zum Problem zu.

Es hat sich ja schon bei der Einzeluntersuchung ergeben, daß die Sprüche 18,29 und 19,5 inhaltlich und aufbaumäßig in engster Verbindung stehen und sich durch gemeinsame Merkmale von den drei anderen Sprüchen abheben. Wenn vollends die Annahme, *leitesterne* habe die Nebenbedeutung Stern von Bethlehem, richtig ist, so besteht für mich kaum mehr ein Zweifel, daß diese beiden Sprüche zusammen vorgetragen wurden.

Daß 18,29 offenbar im Jahre 1198, 19,5 aber 1199 entstanden ist¹, läßt mich folgenden Vorgang annehmen: Walther dichtet 1198 seinen Spruch zur Feier von Philipps erster Krönung. Die Lage ist noch sehr gespannt, und der Dichter endet mit einem Aufruf an die Fürsten. Zur Weihnachtszeit 1199 haben sich die Umstände wesentlich gebessert, selbst Thüringer und Sachsen sind in Philipps Gefolge, und zur Feier des Festes dichtet Walther nun den Spruch, in dem der Wunsch von 18,29 verwirklicht ist. Er wird aber nochmals vorgelesen, da er den Glanz der jetzigen Lage erhöht (wie früherer Kummer und heutige Freude in 19,29 im Kleinen). Entsprechend der Teil- und Gesamtsteigerung des Spruches fände damit auch noch die Steigerung einer Strophe durch die andere statt. Ich habe früher bereits auf den Fortsetzungscharakter des Spruches 19,5 im Verhältnis zu 18,29 hingewiesen, der die obige Annahme noch wahrscheinlicher macht.

Diese Erwägungen veranlassen mich andererseits dazu, bei den übrigen Sprüchen Einzelvortrag anzunehmen. Gewiß haben mittelalterliche Liedstrophen keinen so engen Zusammenhang wie moderne, aber Sprüche, die nicht einmal ein gemeinsames Thema haben, als Teile eines Gedichtes zu sehen, scheint mir auch für diese Zeit unangebracht.

¹ Datierung nach Wilmanns-Michels.

DIE SPRÜCHE DES ERSTEN OTTOTONS

Die Kaisersprüche

- 11,30 1 *Hêr keiser, sît ir willekomen.*
 2 *der küneges name ist iu benomen:*
 3 *des schînet iuwer krône ob allen krônen.*
 4 *iur hant ist krefte und guotes vol:*
 5 *ir wellet übel oder wol,*
 6 *sô mac si beidiu rechen unde lônên.*
 7 *dar zuo sag ich iu maere:*
 8 *die fürsten sint iu undertân,*
 9 *si habent mit zûhten iuwer kunft erbeitet*
 10 *und ie der Missenaere*
 11 *derst iemer iuwer âne wân:*
 12 *von gote wurde ein engel ê verleitet.*
- 12,18 1 *Hêr keiser, swenne ir Tiuschen fride*
 2 *gemachet staete bî der wide,*
 3 *sô bietent iu die fremeden zungen êre.*
 4 *die sult ir nemen ân arebeit,*
 5 *und süenent al die kristenbeit:*
 6 *daẏ tiuret iuch, und müet die heiden sêre.*
 7 *ir tragt ẏwei keisers ellen,*
 8 *des aren tugent, des lewen kraft:*
 9 *die sint des hêrren zeichen an dem schilte,*
 10 *die ẏwêne hergesellen:*
 11 *wan woltens an die heidenschaft!*
 12 *waz widerstüende ir manheit und ir milte?*
- 12,6 1 *Hêr keiser, ich bin frônebote*
 2 *und bring iu boteschaft von gote.*
 3 *ir habt die erde, er hât das himelrîche*
 4 *er hiez iu klagen (ir sît sîn voget),*
 5 *in sînes sunes lande broget*
 6 *diu heidenschaft iu beiden lasterlîche.*
 7 *ir muget im gerne rihten:*
 8 *sîn sun der ist gebeizzen Krist,*
 9 *er hiez iu sagen wie erẏ verschulden welle:*
 10 *nû lât in zuo iu pflihten.*
 11 *er rihtet iu da er voget ist,*
 12 *klagt ir joch über den tievel ûẏ der helle.*

Die Papstsprüche

- 11,6 1 *Hêr bâbest, ich mac wol genesen:*
2 *wan ich wil in gehôrsam wesen.*
3 *wir hórten iuch der kristenheit gebieten*
4 *wes wir dem keiser solten pflegen,*
5 *dô ir im gábent gotes segen,*
6 *daẓ wir in hiezgen hêrre und vor im knieten.*
7 *ouch sult ir niht vergeẓzen,*
8 *ir sprâchent 'swer dich segene, sî*
9 *gesegent: swer dir fluoche, sî verfluochet*
10 *mit fluoche volmezzen'.*
11 *durch got bedenkent iuch dâ bî*
12 *ob ir der pfaffen êre iht geruochet.*
- 11,18 1 *dô gotes sun hien erde gie,*
2 *do versuchten in die juden ie:*
3 *sam tâtens eines tages mit dirre frâge.*
4 *si frâgeten obe ir frîez leben*
5 *dem rîche iht zînses solte geben.*
6 *dô brach er in die huote und al ir lâge.*
7 *er iesch ein mûnizîsen.*
8 *er sprach 'wes bilde ist hie ergraben?'*
9 *'des keisers', sprâchent dô die merkaere.*
10 *dô riet er den unwîsen*
11 *daẓ si den keiser lieẓen haben*
12 *sîn kûniges reht, und got swaẓ gotes waere.*
- 12,30 1 *Got gît ze kûnege swen er wil:*
2 *dar umbe wundert mich niht vil:*
3 *uns leien wundert umbe der pfaffen lêre.*
4 *si lêrten uns bî kurzen tagen:*
5 *daẓ wellents uns nû widersagen.*
6 *nû tuonẓ dur got und dur ir selber êre,*
7 *und sagen uns bî ir triuwen,*
8 *an welher rede wir sîn betrogen;*
9 *volrecken uns die einen wol von grunde*
10 *die alten ode die niuwen.*
11 *uns dunket eineẓ sî gelogen.*
12 *ẓwô zungen stânt unebne in einem munde.*

I. DIE DREI KAISERSPRÜCHE

Einzel

11,30

Wir dürfen wohl mit Recht annehmen, daß Walther durch den feierlichen Willkommgruß an den Kaiser seinen neuen Ton eingeleitet hat.

Alle Gedanken richten sich auf Würde und Glanz, wie ja auch die Melodie an die feierliche Weise des gregorianischen Gesangs anknüpft¹. Der jetzige Glanz des Kaisers wird nach seiner Begrüßung hervorgehoben durch den Hinweis auf die frühere Zeit, wo er «nur» König war (Z 2); nun aber überstrahlt er nicht allein seine ehemalige Stellung, sondern *alle krönen*.

Die Feierlichkeit wird verstärkt durch die gewollt archaische Wortstellung in Z 2, auf die Kraus hinweist, die Eindringlichkeit durch die Alliteration, die in jeder der drei Eingangszeilen auftritt, in der dritten sogar zweimal (Z 1 *keiser/willekomen*, Z 2 *name/benomen*, Z 3 *iuner krône/allen krönen*). Auch die stark betonte Schlußzeile weist diesen Schmuck auf. Die Rolle der Alliteration im ganzen 1. Ottoton werde ich später behandeln.

Der erste Stollen beginnt mit der Erwähnung dessen, was der Kaiser ist, und endet mit dem Verhältnis dieses Seins zur Umwelt oder mit der Wirkung auf sie. Ebenso geht Walther im zweiten Stollen vor, nur handelt es sich diesmal um das, was der Kaiser hat, nämlich *kraft* und *guot*, also die Macht, die ihn Umgebenden zu bestrafen oder zu belohnen. Wieder zielt Walther auf die Beziehung des Kaisers zur Umwelt, es geht ihm nicht allein um den Besitz von Eigenschaften oder Machtmitteln, sondern um ihre Wirkung nach außen, der Kaiser kann und soll handeln.

Die Begriffe *krefte* | *guot*, *übel* | *wol*, *rechen* | *lönen* sind immer gleich angeordnet, nicht in der Abwechslung, die Walther sonst liebt (z. B. 19,17). Es geht ihm um ein Klarstellen der Machtverhältnisse, in die auch noch die Rechtsfrage hineinspielt.

¹ C. Bützler, «Untersuchungen zu den Melodien Walthers v. d. Vogelweide», Jena 1940. S. 70f. Bützlers Vermutung, Walther verwende diese kirchliche Melodie in den Papstsprüchen ironisch, hat J. A. Huisman («Neue Wege zur dichterischen und musikalischen Technik Walthers v. d. Vogelweide», Utrecht 1950) abgelehnt. Ich möchte zu den dort angeführten Gründen noch hinzufügen, daß Walther eine von ihm als «päpstlich» empfundene Melodie gewiß nicht zum Preis des Kaisers verwandt hätte, der – gebannt! – nach Deutschland zurückkehrte.

Wilmanns weist darauf hin, daß dem Mittelalter ein strenger König lobenswert war; durch das Vermögen zu *rechen* und *lônen* wird also nicht nur die Macht des Kaisers, sondern auch sein Ruhm erhöht.

An diesen preisenden Aufgesang schließt sich der Abgesang ohne Bruch, er sagt Näheres aus über die Objekte des *rechen* und *lônen* und wird schon durch seine erste Zeile als Fortsetzung charakterisiert: Z 7 *dar zuo sag ich iu maere*. Nun folgt ein Innehalten, ein gedachter Doppelpunkt, und darauf gleichsam eine direkte Rede in Anführungszeichen. Das Gewicht dieser Rede wird durch den Hinweis verstärkt, der ihr vorausgeht. «Achte auf das Folgende, es ist besonders wichtig», wird dem Hörer zugerufen.

Nach einer erwartungsvollen Pause nennt Walther sofort die Hauptsache: die Fürsten. Sie stehen dem Kaiser, dem der Aufgesang galt, im Abgesang gegenüber, oder es wäre besser zu sagen: «zur Seite», denn Walther vermeidet bewußt einen Kontrast zwischen ihnen, obgleich oder gerade weil er in Wirklichkeit bestand. Überall, wo sich in diesem Spruch zwei Begriffe begegnen – und seien sie an sich auch gegensätzlich – stehen sie nicht im Spannungsverhältnis. *keiser* und *küene* stehen einander nicht entgegen, das eine ist die Vorstufe des anderen. Alle Kronen verhalten sich nicht feindlich zur Kaiserkrone, sondern sie strahlt über ihnen. *Kraft* und *guot* sind vereint in der Hand des Kaisers, je nach Absicht kann er *rechen* und *lônen* – zwei an sich gegensätzliche Begriffe, die aber das *beidiu* – *und* zusammenfaßt, da sie als Rechte des Kaisers durchaus zusammengehören. Die letzte Zweiheit Gott und Engel ist ohnehin nicht gegensätzlich; mit dieser Versicherung wird ja gesagt, daß ein Engel eben nie von Gott abtrünnig werden kann¹.

Wo also hier zwei Begriffe auftreten, sind sie harmonisch vereint, und diesen Eindruck hat Walther nicht umsonst erweckt: Die Zweiheit, auf die es ihm hier vor allem ankommt – Kaiser und Fürsten –, soll auch so angesehen werden, die Fürsten als unwandelbar treue Diener des Herrn, dessen Glanz und Macht sie erhalten und erhöhen werden; denn Walther wendet sich mit dem Preis des Markgrafen noch der Zukunft zu: *iemer* unerschütterlich wird ja seine Treue sein.

Nach der Erwähnung des Meißners in Z 10 tritt eine Atempause ein, der Hörer richtet seine Gedanken auf den Fürsten und wartet mit Spannung, was über ihn gesagt wird.

Die letzte Zeile mag uns übersteigert scheinen, doch Walther hebt

¹ Engel bezieht sich auf die jetzt bei Gott weilenden Engel, die ja nach dem Himmelssturz der von Lucifer Verführten als rein erwiesen sind.

im Abgesang das Lob der Fürsten und besonders des Meißners immer höher, bis nur noch dieser letzte Gipfel bleibt. In Z 8 sind die Fürsten *undertân*, das könnte einfach bedeuten: schwächer als der Kaiser, seiner Macht unterworfen. In Z 9 haben sie während der Zeit seiner Abwesenheit, als sie also nicht unmittelbar unter seiner Macht standen, dennoch *mit zûhten* seine Rückkehr erwartet. Sie sind also freiwillig und aus Überzeugung *undertân*. Nicht nur in Vergangenheit und Gegenwart, sondern *iemer*, sagt Z 11, wird sich diese Treue bewähren, die letzte Steigerung ist also, daß sie in Ewigkeit bestehen wird, und dies ist ja auch in Z 12 enthalten. Unaufdringlich ergibt sich damit noch die Parallele: Kaiser und Fürsten = Gott und Engel, was den Eindruck vollkommener Harmonie hinterläßt.

Im Mittelpunkt des Spruches steht nicht der Kaiser selbst, obgleich er ja feierlich begrüßt und in verschiedenen Formen im Spruch zehnmal erwähnt wird, das Hauptinteresse gilt seinem Verhältnis zu den Fürsten, und bei dieser Gelegenheit wird auch der Meißner eingewaschen. Welche Motive Walther zu seinem Lob veranlaßten und inwieweit es übertrieben ist, spielt für uns hier keine Rolle.

12,18

Im ersten Spruch standen das Inland und des Kaisers Beziehung zu den Fürsten im Vordergrund, darauf kommt der Dichter hier noch einmal kurz zu sprechen, bevor er sich dem Ausland und damit einer neuen Aufgabe des Kaisers zuwendet.

Walther ruft – wieder in feierlicher Anrede – die Strenge des Kaisers auf, die für ihn, wie wir gesehen haben, ja ein Ruhm ist. Die schwierige Aufgabe, im deutschen Reiche Ordnung herzustellen, kleidet Walther in einen Bedingungssatz, der nicht daran zweifeln läßt, daß sie dem Kaiser gelingen wird, denn auf das Dann kommt es Walther an.

Die Achtung, die die umliegenden Völker einem durch die Ordnung starken Kaiserreiche entgegenbringen, soll den Kaiser für die Mühe belohnen, mit der er den Frieden herstellte – Walther zeigt ihm mit der Aufgabe auch sogleich den Lohn, doch erwächst aus der Ehre alsbald eine neue Pflicht: über *tiusche und fremede zunge* hinaus soll der Kaiser die ganze Christenheit befrieden, und auch bei dieser Aufgabe zeigt Walther den verlockenden Lohn: *das tiuret in ch*.

Alles spielt sich in der Zukunft ab, doch wählt Walther einen so selbstverständlichen Ton, daß der Eindruck entsteht, eines werde

zwanglos, ja notwendig aus dem anderen hervorgehen; und am Ende des Aufgesangs herrscht nicht nur in Deutschland Ordnung, sondern die Christenheit ist zum Ärger der Heiden durch den Kaiser einig geworden, was ihm noch höhere Ehre bringt.

In beiden Stollen geht Walther gleich vor: die Bedingung und Aufgabe umfaßt zwei Zeilen, in der dritten folgt der Lohn, beidemale nicht materiell bezeichnet: zuerst ist es der Ruhm im nahen Ausland, darauf der Preis der ganzen Christenheit.

Im gleichen Verhältnis wechselt auch das Subjekt; Z 1 und 2. Wenn *Ihr* Frieden geschaffen habt, dann (Z 3) ehren Euch die *fremeden zungen*. Z 4 und 5 *Ihr* sollt diese Achtung annehmen und die ganze Christenheit befrieden, dann (Z 6) wird das Euern Ruhm erhöhen und die Heiden beunruhigen.

Eine glänzende Zukunft wird vor dem Kaiser aufgerollt. Bei jedem Gegenüber bleibt er siegreich: den Deutschen schafft er Ordnung, das Ausland zwingt er zur Achtung, und die Heiden setzt er in Schrecken.

Wird aber seine Kraft bei diesem wichtigsten Gegner ausreichen? Darauf gibt Walther im Abgesang Antwort. Wie in 11,30 hat er auch hier den Charakter einer Hinzufügung. *dar zu* zeigt Walther nun dem Kaiser in prächtigen Bildern seine doppelte Macht. Löwe und Adler – die stolzesten Gestalten des Tierreichs in Ottos Wappen symbolisch vertreten – ziehen in den Kampf gegen die Heidenschaft. Die Vorstellung Zwei gegen Einen verstärkt noch die Gewißheit des Sieges.

Wieder steht nach Z 7 ein gedachter Doppelpunkt, und eine wirkungsvolle Pause schiebt Walther nach Z 10 ein. *Die zuwene hergesellen ...* wir werden dadurch gleichsam aufgerufen, sie uns vorzustellen, einen wirklichen Adler und einen wirklichen Löwen, nicht nur die Tugenden, für die sie stehen. Das bewirkt ein Kraftgefühl, das auf die rhetorische Schlußfrage mit ihrer wirkungsvollen Alliteration *manheit* und *milte* spontan die richtige Antwort gibt: Nichts wird den *hergesellen* widerstehen können.

Im Aufgesang hat Walther «folgerichtig» den Verstand vom Erfolg des Kaisers überzeugt, im Abgesang wendet er sich an die Phantasie – ein wirkungsvolles Vorgehen, besonders da er ja nicht nur beim Kaiser, sondern auch bei den anderen Hörern eine kreuzzugsfreundliche Stimmung schaffen wollte.

Alles in diesem Spruch drängt vorwärts und ruft nach Handlung. Wenn die Zustände in Deutschland geordnet, die Christen einig, die Heiden in Angst sind – dann ist es Zeit zum Aufbruch zu Kampf und Sieg.

Wieder umfaßt «zwei» hier keinen Gegensatz. *Aren tugent und lewen*

kraft, *manbeit* und *milte* sind auf einem Wappen und in einem Kaiser vereint. Auch mit seinen Deutschen steht er im richtigen Verhältnis Herr/Untertan, und das Ausland achtet ihn.

Die Macht des Kaisers steigert sich auch politisch durch den ganzen Spruch. Zunächst stärkt er seine Königsherrschaft im eigenen Land, dies festigt seine Stellung als Kaiser dem Ausland gegenüber, bis ihm schließlich ein siegreich ausgeführter Kreuzzug höchste politische Macht verleiht.

Die letzte Harmonie wird durch den Kampf erreicht, so seltsam dies klingen mag, doch wird kein durchschnittlicher Hörer zu Walthers Zeit bezweifelt haben, daß das harmonische Verhältnis auf Erden die Herrschaft der Christen über die Heiden sei, wozu der Kaiser durch seinen siegreichen Kreuzzug beitragen soll.

12,6

Die höchste Ordnung, in die der Mensch sich gliedern kann, umfaßt sein Verhältnis zu Gott. Nachdem der Kaiser Gehorsam in seinem Reich und Achtung im Ausland erreicht hat, bleibt ihm noch dies Letzte zu regeln, und Walther wendet sich mit großer Feierlichkeit an ihn. Er tritt vor den Kaiser als Sendbote Gottes, der seinen Auftrag und sein Gericht verkündet und steht so zu Beginn gleichsam als Mittler zwischen Himmel und Erde; denn sie hat der Kaiser zu verwalten, er ist Gottes Vogt und trägt höchste Verantwortung.

Diese Ordnung, die das Verhältnis des Kaisers und seines göttlichen Herrn bestimmt, schließt eine Gegensätzlichkeit aus – in wenigen Beispielen offenbart sich uns der vielgenannte mittelalterliche Einheitsgedanke, der «Gradualismus», so schön wie hier; denn zwischen Kaiser und Christus besteht tatsächlich – sogar wörtlich – nur ein Gradunterschied, sie beide sind ja *voget*, jeder in seiner Sphäre.

Wie ungegensätzlich Gott und Kaiser jedoch sind, beweist auch die sechste Zeile, wo von ihnen geradezu «Ihr beide» gesagt wird. Der gemeinsame Feind schließt sie vollends zusammen; denn *sînes sunes lant* ist sowohl ein göttlicher (*sînes sunes*) als auch ein irdischer (*lant*) Besitz – die Erde hat ja der Kaiser zu verwalten.

Unaufhörlich werden den ganzen Spruch hindurch die Fäden zwischen Gott und Kaiser gewoben:

Z 1 und 2 Der Kaiser bekommt Botschaft von Gott.

Z 3 Der Kaiser hat die Erde, Gott das Himmelreich.

Z 4 Gott ist der Herr des Kaisers, der Kaiser Gottes Vogt.

- Z 7 Der Kaiser kann Gott zu seinem Recht verhelfen.
 Z 9 Christus läßt dem Kaiser sagen, wie er ihn belohnen wolle.
 Z 10 Der Kaiser soll Christus sich gewogen machen.
 Z 11 Christus wird dem Kaiser sein Recht verschaffen.

Im Aufgesang bringt der Dichter Gottes Auftrag vor, im Abgesang weist er auf die Belohnung hin, die den Kaiser als gewissenhaften Vogt beim jüngsten Gericht erwartet.

Wieder enthält der Abgesang mit seiner überirdischen Aussicht gleichsam ein *dar zuo*; denn der Auftrag Gottes an seinen Vogt genügt ja an sich durchaus, um diesen zur Erfüllung zu verpflichten. Walther aber zeigt dem Kaiser, daß auch hier die Tat sich lohnt. «Schafft ihm zu Eurem eigenen Vorteil Recht», sagt er und läßt eine Pause eintreten, in der ein beinahe spürbarer Doppelpunkt steht. Darauf verkündet er in Gottes Auftrag, daß Christus selbst sich zur Gegenleistung verpflichte, und nichts kann dann den Kaiser mehr bedrohen – nicht einmal der *tievel ûz der helle*!

Wieder wie in 12,18 – obgleich syntaktisch nicht so deutlich wie dort – arbeitet Walther umsichtig mit wenn – dann. Wenn Ihr Gott zum Recht verhelft – dann wird Christus Euch vergelten. Wenn Ihr ihn Euch verpflichtet (was mehr ist als *im rihten*) – dann wird er Euch zu Euerm Recht verhelfen, auch gegen den Teufel (was mehr ist als *verschulden*).

Alle Zweiheit: Gott und Kaiser, Herr und Vogt, Himmel und Erde, Auftrag und Lohn ist geeint, und ohne trennende Einschnitte stehen auch Auf- und Abgesang, die Walther bei dem im ersten Otton verschiedenen Reimschema (Aufgesang *a a b a a b*, Abgesang *d e f d e f*) in diesem Spruch durch gleiche Anordnung der Reimvokale einander genähert hat. Aufgesang *o-o-i̇ o-o-i̇*

Abgesang *i-i-e i-i-e*

Die Rechtsbeziehung zwischen Gott und Kaiser mit ihrer Gegenseitigkeit hämmert Walther seinen Zuhörern mit erstaunlich häufigen Wortwiederholungen ein. Fünf Wörter treten zweimal auf (*sun, voget, rihten, klagen, heizen*) und in *bote* und *boteschaft* wird der Stamm wieder aufgenommen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß z. B. in 11,30 außer *krône* kein Wort wiederholt wird, so können wir nicht mehr an einen Zufall glauben. Denn abgesehen von der größeren Eindrücklichkeit liegt es ja im Wesen eines Vertrages (und darum handelt es sich beim Herr-Vogt-Verhältnis), die einzelnen Begriffe nicht wie in der Dichtung zu umschreiben, sondern möglichst präzise zu formulieren und bei der einmal gefundenen Bezeichnung zu bleiben.

Die Reihenfolge, in der ich die drei Sprüche behandelt habe und die schon Wilmanns vorschlägt, hat so viel für sich, daß ein geschlossener Vortrag wahrscheinlich wird. Für das Verständnis des einzelnen Spruchs ist er nicht notwendig, aneinandergereiht erhöht jedoch einer die Wirkung des anderen.

Alle diese Sprüche rufen mehr oder minder deutlich zur Handlung auf, tragen aktiven Charakter, in jedem hat der Kaiser ein Gegenüber, mit dem er sich auseinandersetzen muß, bis die Ordnung hergestellt ist. Verbunden mit der direkten Anrede verleiht dies den Sprüchen eine Neigung zum Dramatischen, wie man ja auch den *frôneboten* als dramatische Rolle auffassen könnte. Die zumeist etwas übersteigerte letzte Zeile erinnert auch an einen wirkungsvollen Aktschluß (11,30 Eher fällt ein Engel von Gott ab, als der Meißner vom Kaiser. – 12,18 Was auf der ganzen Welt kann dem Kaiser widerstehen? – 12,6 Selbst der Teufel kann dem Kaiser beim Gericht nichts mehr anhaben).

Der erste Spruch zeigt den Kaiser im Verhältnis zu den Fürsten, seine Stellung im eigenen Land ist mächtig und «in Ordnung» (wobei 12,18 beweist, daß noch nicht alle Probleme gelöst sind); denn er ist der Herr mit der Macht zu belohnen und zu bestrafen, dem alle in unverbrüchlicher Treue anhängen.

Der zweite Spruch zeigt den Kaiser im Verhältnis zum Ausland, und auch hier herrscht die richtige Ordnung. Von seinen Nachbarn (so ist wohl der Ausdruck *fremede zungen* zu verstehen) wird er geachtet, ja sein Ruhm wird sich über die ganze Christenheit ausdehnen, wenn er die Heiden besiegt hat, woran nicht zu zweifeln ist.

Der dritte Spruch endlich zeigt den Kaiser im Verhältnis zu Gott, auch hier herrscht Ordnung. Wenn der Kaiser seiner neuen Pflicht nachkommt, was er ohne Zweifel tun wird, ist auch sein ewiges Heil nicht mehr zu erschüttern.

So angeordnet führen uns die Sprüche über innere und äußere Politik bis ins Religiöse, wobei diese Sphären jedoch durchaus nicht gegensätzlich oder getrennt sind, bringt doch der erfolgreiche Kreuzzug dem Kaiser beides: Gnade vor Gott, Ansehen und Macht vor den Menschen. Die Sprüche sind miteinander verknüpft. Das *rechen* und *lônen* in 11,30 wird zum Anfang in 12,18 (*bî der wîde*), an dessen Kreuzzugsgedanken sich 12,6 in feierlicher Steigerung anschließt.

Ferner ist jeder gleichsam zeitlich die Voraussetzung des nächsten,

der in eine weitere Zukunft weist. 11,30 – noch recht gegenwartsnah – schildert die Macht des Kaisers und die (auch in Zukunft) unerschütterliche Treue der Fürsten. 12,18 – deutlich darauf fußend – zeigt die Achtung, die ihm das Ausland erweisen wird, und später den Ruhm, den ihm der Kreuzzug einbringt. 12,6 stützt sich wieder hierauf und weist in die Zukunft über den Tod hinaus.

So steigert sich auch der Glanz des Kaisers, den jeweils Z 3 beschreibt. In 11,30 überstrahlt er mit seiner Kaiserkrone alle anderen Kronen, was noch wenig mehr bedeutet als das Ansehen dem Namen nach. In 12,18 achten und fürchten ihn die *fremeden zungen*, und in 12,6 *bât* er gar die ganze Erde.

Vor allem jedoch kommt es Walther darauf an, den Kaiser im richtigen Verhältnis zu Gott und den Menschen zu zeigen. Er hält strenge Ordnung im Reich, wird vom Ausland geachtet, besiegt die Heiden und verwaltet die Erde für Gott, der ihn im Jenseits belohnen wird – das ist die Harmonie zwischen irdischer und himmlischer Macht.

Außer dem Anfang *Hêr keiser* und den Doppelbegriffen in der zwölften Zeile (11,30 Gott und Engel – 12,18 *manheit* und *milte* – 12,6 Teufel und Hölle) haben die Sprüche noch vieles gemeinsam, was aber auch auf die drei Papstsprüche zutrifft und somit für den ganzen ersten Ottoton gilt. Auf diese Gesamtmerkmale werde ich nach der Behandlung der drei Papstsprüche eingehen.

II. DIE DREI PAPSTSPRÜCHE

Einzel

11,6

Feierlich wie bei den Kaisersprüchen wirkt auch hier die Anrede an den Papst, aber der folgende scheinbar so naive Satz ist bereits voll Ironie. Walther wehrt sich gegen den Papst durch dessen eigene Worte. Meinem Seelenheil, meint er, könnt Ihr nichts mehr schaden; denn ich will ja gehorsam tun, was Ihr befohlen habt.

Nach dieser persönlich gehaltenen Einleitung wechselt Walther das Subjekt, er wird zu einem Teil von «Wir» und damit zum Mitglied einer Partei, die er in 12,30 die *leien* nennt. Dieses Wir hat dem Papst gegenüber natürlich mehr Gewicht als das Ich des Dichters, der aber

in seiner Einleitung zugleich zu verstehen gibt, daß ihm persönlich keine Gefahr mehr droht – sie droht vielmehr dem Papst, wie Walther in den folgenden Zeilen ausführt.

Nach der dritten Zeile beobachten wir Stollenbrechung, wie sich Walther hier überhaupt nicht streng an die Form hält, d. h. auch inhaltlich kaum merklich in Auf- und Abgesang gliedert; denn die deutlichen Einschnitte liegen nach Zeile 2 und nach Zeile 10. Die acht Zeilen dazwischen beschäftigen sich mit dem Segen bei der Kaiserkrönung, wenn auch der Abgesang mit einem *ouch sult ir niht vergezzen* eingeleitet wird, das ganz dem *dar zuo sag ich in maere* in 11,30 entspricht und ebenso wirkungsvoll das Folgende betont. Die Anordnung wäre etwa so: Da Walther dem Segen folgt, ist er gerettet (2 Zeilen) – der Krönungssegens (8 Zeilen) – wenn der Papst dem Segen nicht folgt, ist er verflucht (2 Zeilen).

Lag das Hauptgewicht anfangs auf dem Segen, den der Papst dem Kaiser erteilt hat, und auf der Pflicht der Laien diesem gesegneten Herrn gegenüber, so verschiebt sich das Interesse nun mehr und mehr auf den Fluch, der ja auch für den Papst entscheidend ist, doch werden beide Stämme zweimal wiederholt (*segen* Z 5, 8 und 9, *fluoch* Z 9 und 10). Die Segensformel gibt Walther wörtlich, jedoch ist es, worauf zuerst Schönbach¹ hinwies, nicht der bei der Krönung tatsächlich gesprochene Abrahamssegens, sondern der Bileamssegens, der nach Schönbach bekannter war.

Es ist bei Walthers Genauigkeit Zitaten gegenüber (etwa 12,30 und 11,18) etwas erstaunlich, daß er ausgerechnet diesen wichtigen Krönungssegens ungenau wiedergeben soll. Deshalb möchte ich ausführlicher darauf eingehen.

Aus der Bileamgeschichte (4. Mose 22,5–24,25; 31,8. 31,16) wissen wir, daß der Heidenkönig Balak Bileam zu sich gerufen hatte, damit er das ihn bedrohende Volk Israel verfluche. Gott wendet die Rede des Wahrsagers jedoch dreimal zum Segen, und beim dritten Mal ruft Bileam die von Walther zitierten Worte (4. Mose 24,9). Der Segen bezieht sich also auf das Gott wohlgefällige und auch im weiteren siegreiche Volk Israel (bei Walther auf den Kaiser). Der Spender des Segens – Bileam – dagegen handelt später wider seine Erkenntnis schlecht an den zuvor Gesegneten, bis ihn die Rache trifft: er wird von den Israeliten samt den Midianitern umgebracht. Seine Rolle überträgt Walther damit dem Papst, den er dadurch warnt, seinen Segen für den Kaiser in einen Fluch gegen sich selbst zu verwandeln.

¹ Z. f. d. A. 39, 340.

Daß Walther diese vielsagende Parallele bewußt verwandte, halte ich bei der damals durchaus zu erwartenden Bibelvertrautheit der Hörer für sehr wahrscheinlich.

Nach einer wirkungsvollen Pause mahnt Walther den Papst *durch got* zu bedenken, was er tut, denn es war ja Gottes Segen, den er dem Kaiser spendete, und «Gott ist» – wie Bileam 4. Mose 23,19 sagt – «nicht ein Mensch, daß er lüge, noch ein Menschenkind, daß ihn etwas gereue, sollte er etwas sagen und nicht tun? Sollte er etwas reden und nicht halten?» Die Berufung auf Sauls Erhöhung und Sturz, die Innozenz im Schreiben zu seiner Verteidigung vorgebracht hatte¹, kann ihn nicht entschuldigen; denn er befindet sich im Widerspruch zu Gott, wenn er den verflucht (bannt), den er zuvor in seinem Namen und Auftrag gesegnet hat.

Als Haupt der Geistlichen gefährdet der Papst mit dieser Handlung ihrer aller *ère* und Ansehen, ja in der letzten Zeile läßt Walther die Drohung mitschwingen: Wenn der Papst den Bann gegen Otto nicht zurücknimmt, könnte es eines Tages mit der Achtung vor den Geistlichen überhaupt vorbei sein. Die Laien dagegen, die Walther in kindlichem Gehorsam auftreten läßt, sind in ihrem Seelenheil durch den Papst nicht bedroht: sie halten sich daran, daß gesegnet ist, wer den Kaiser segnet, und folgen so Gottes Gebot.

In indirekter Rede teilt Walther mit, daß der Papst befohlen habe, dem Kaiser den Zins zu entrichten und ihn als Herrn zu verehren; dann aber geht er beinahe dramatisch zur direkten Rede über und verstärkt dadurch ohne es ausdrücklich zu sagen die Vorstellung, daß der Papst sich selbst verflucht. – Wirkungsvoll hebt sich übrigens die Fluchzeile von den vorausgehenden ausschließlich hellen Reimvokalen ab.

II,18

Hier umfaßt die Erzählung, die sich in II,6 bereits über acht Zeilen erstreckte, den ganzen Spruch, und wieder kommt es Walther dabei auf einen Kontrast zwischen dem Erzählten und der Gegenwart an. Obgleich er dies hier mit keiner Zeile andeutet, war die Aktualität des Gleichnisses seinen Hörern gewiß ohne weiteres verständlich. Die Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst und der Streit um ihre Kompetenzbereiche beschäftigte ja alle Gemüter.

Walther erzählt daher das Gleichnis auch schlicht und ohne Zusätze. Zwischen Auf- und Abgesang ist kein fühlbarer Einschnitt,

¹ Wilmanns I, 128.

nach der sechsten Zeile folgt kein Abbrechen, nur ein Atemholen. Wenn wir nach einer Gliederung suchen, so wäre es die gleiche wie im vorhergehenden Spruch: Ein Mittelteil von acht Zeilen ist von zwei Anfangszeilen (allgemeine Einleitung) und zwei Schlußzeilen (sprichwörtlich gewordenes Bibelzitat) eingerahmt. Die «historische» Erzählung führt zur Aktualität.

«Schlicht» erzählt Walther wohl, doch zeigt ein Vergleich mit dem Text der Evangelien, daß er auch hier bewußt gestaltet. Zu betrachten sind Matth. 22,15–22, Mark. 12,13–17 und Luk. 20,20–26. Die Evangelien stimmen beinahe wörtlich überein.

Alle Reden sind direkt, das Gleichnis vom Zinsgroschen wird also in Dialogform erzählt. Walther dagegen variiert. Die Frage der Pharisäer gibt er als indirekte Rede. Christi Antwort «Ihr Heuchler, was versucht Ihr mich» als Handlung: *dô brach er in die huote und al ir lâge*. Ebenso wird der Satz «weiset mir die Zinsmünze» durch die Handlung ersetzt: *er iesch ein münizîsen*. Und nun erst folgt ein knapper Dialog, dem sich die Lehre Christi wieder als indirekte Rede anschließt.

Weggelassen hat Walther die Schmeichelei der Schriftgelehrten am Anfang und ihre Verwunderung am Schluß – beides war für seinen Zweck nicht nötig. Der Satz «Und sie reichten ihm einen Groschen dar» fällt als Verzögerung weg.

Mit der direkten Rede setzt Walther in Zeile 8 ein, also an genau der gleichen Stelle wie im vorhergehenden Spruch.

Die wichtigen Begriffe *keiser* (*künec*) und *got* werden wirkungsvoll zweimal wiederholt; die unwichtigeren Schriftgelehrten dagegen nennt Walther je nachdem *juden*, *merkaere* oder *unwîse*.

12,30

Konnte Walther in 11,6 den Papst noch mit einer gewissen Ruhe ermahnen, an das Ansehen der Geistlichen zu denken, so greift er sie hier selbst voller Leidenschaft an. Die Empörung läßt ihn nicht nur die Stollengrenze, sondern sogar die Trennung Aufgesang/Abgesang vergessen, bis er am Ende nach mehr oder minder durchsichtigen Umschreibungen den Pfaffen ganz offen ihre Lüge vorwirft.

Walther leitet seinen Spruch mit einem Zitat aus Daniel ein. Bei der Deutung seines ahnungsvollen Traumes teilt der Prophet Nebukadnezar mit, daß ihm die sieben Jahre der Prüfung auferlegt würden, damit er erkenne, daß Gott die Gewalt hat über der Menschen Königreiche. Nach der Zeit des Elends hat sich Nebukadnezar auch wirklich

gewandelt und erhält von Gott sein Königreich zurück. Das Verhältnis zwischen Gott und König ist damit in Ordnung. Wie in der Bileam-Geschichte so wird auch hier die Wahrheit als das Wesen Gottes betont (Daniel 4,34 «darum lobe ich ... den König des Himmels, denn all sein Tun ist Wahrheit»). Und wenn der Papst dort in einem noch etwas gemäßigten Widerspruch dazu stand, so werden die Pfaffen hier ganz offen der Lüge beschuldigt.

Wie in 11,6 geht Walther auch hier in der dritten Zeile vom Ich zum Wir über. Sein persönliches Verhältnis ist klar, er spricht nun als Mitglied der Partei der betrogenen Laien, die sich anfangs nur über die Anweisung der Pfaffen *wundern*, dann aber von ihnen das Geständnis ihres Betrugs verlangen, um schließlich ohne Beschönigung festzustellen: *uns dunket einesz sî gelogen*. Die anscheinend naive Aufforderung «sagt uns doch, ob Ihr uns damals oder jetzt angelogen habt», ist voll Ironie; denn ihre Erfüllung käme ja für die Pfaffen einem Schulbekenntnis gleich.

Das Hin und Her der *lère* mit all den verdrehenden Entschuldigungen, die sie begleiten, spiegelt sich in den Wortpaaren des Spruchs, die oft nicht einfach Gegensätze, sondern Umkehrungen sind. Daß Gott zum König einsetzt, wen er will, kann ich verstehen, die Anleitung der Pfaffen dagegen erfüllt mich mit Erstaunen – wir sind versucht zu sagen «mit Mißtrauen oder Verdacht», das *wundern* der zweiten Zeile hat in der dritten ein verändertes Gesicht.

Laien und Pfaffen stehen einander zunächst noch abgewogen gegenüber. *Lêren* und *widersagen*, *bî kurzen tagen* und *nû* passen zum widersprüchlichen Verhalten der Pfaffen. Die Ehre Gottes, mit der sie vorher in halbem Kontrast standen, wird nun wieder mit ihnen zusammen genannt. *bî ir triuwen* kann nur ironisch gemeint sein, denn wer wird sich noch im Ernst an die Aufrichtigkeit eines Lügners wenden, damit er seinen Betrug zugibt!

Auch die *alten/nîuwen* sind keine Gegensätze mehr: gelogen wurde ja auf jeden Fall. Und das wirkungsvolle Sprichwort am Schluß deutet ja auch an, daß der Mund, in dem zwei Zungen liegen, nicht ehrlich ist. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht ... So bilden auch die *zwō zungen* keine reinen Gegensätze mehr, die Lüge hat alles getrübt und verfälscht.

Das Sprichwort schließt den Spruch wie ein Urteil ab. Der Fall der Pfaffen ist erledigt und auf einen einfachen, allgemein bekannten Nenner gebracht. Der Hörer weiß nun, was er davon zu halten hat.

Die Gliederung des Spruchs ist nicht straff, erinnert jedoch an die

der beiden anderen Papstsprüche. Auf zwei Zeilen persönlicher Einleitung folgen acht Zeilen Auseinandersetzung mit den Pfaffen. Zwei zusammenfassende und feststellende Zeilen bilden den Schluß. Die Atempause nach Z 10 ist eingehalten, der Doppelpunkt nach Z 7 nur noch undeutlich, auch den feierlichen Ton hat die Erregung weggespült.

Gesamthaft

Wenn wir uns auch hier nach einer Reihenfolge fragen, stoßen wir auf weit größere Schwierigkeiten als bei den drei Kaisersprüchen, ja an einem geschlossenen Vortrag läßt sich wirklich zweifeln.

Inhaltlich stünde meiner Ansicht nach das Gleichnis vom Zinsgroschen am besten am Anfang, die zwei folgenden Sprüche würden dann mit wachsender Heftigkeit zeigen, wie wenig Papst und Pfaffen der Forderung Christi nachkommen. Die Reihenfolge wäre dann 11,18 – 11,6 – 12,30. Dagegen ist einzuwenden, daß die Reihe der Papstsprüche doch wohl parallel den Kaisersprüchen mit der Anrede *hêr babest* begonnen hat. Warum aber hat Walther dies in den beiden anderen Sprüchen dann aufgegeben? Daß es ihm am Können fehlte, wird ja niemand im Ernst behaupten wollen. Hat er eine Gegenüberstellung der Kaiser- und Papstsprüche geplant und in der Hitze des Kampfes «vergessen», auf den gleichen Anfang zu achten?

Die Ansichten der Herausgeber gehen auseinander. Wilmanns nimmt an, der Spruch 11,6 bilde die Einleitung zu den Kaisersprüchen, während 11,18 und 12,30 von ihm getrennt vorgetragen worden seien. Pfeiffer ordnet 11,6 – 12,30 und offenbar für sich 11,18. 12,30 nennt er «sich unmittelbar anschließend» an 11,6. Paul ordnet 12,30 – 11,6 – 11,18.

Auf jeden Fall scheint mir ein Gegensatz zwischen den Papst- und den Kaisersprüchen wichtig: Wie wir gesehen haben, wendet sich in den Kaisersprüchen alles zur Harmonie, der Kaiser ist im Einklang mit Gott und der Welt. In den Papstsprüchen dagegen herrscht Verwirrung, Disharmonie; denn auch das Gleichnis vom Zinsgroschen soll ja auf das unrichtige Verhalten der Geistlichkeit hinweisen.

Gemeinsam ist allen drei Papstsprüchen die zweimalige Nennung Gottes und ein wortgetreues Bibelzitat – Walther schlägt den Papst und die Geistlichen mit ihren eigenen Waffen.

Die letzte Zeile betont jeweils den Widerspruch, auf den hingewiesen werden soll. So stehen einander entgegen: in 11,6 der Papst

und das Ansehen der Pfaffen, das er doch eigentlich fördern sollte; in 11,18 nicht Gottes Recht und des Kaisers Recht (diese sind ja in Christi Mahnung in harmonischem Verhältnis), sondern die Forderung der Bibel und die Wirklichkeit; in 12,30 schließlich die frühere und jetzige Lehre der Pfaffen – zwei Zungen in einem Munde. Über allem aber steht der Widerspruch zwischen Papst (Geistlichen) und Gott.

Mehr oder weniger deutlich gliedern sich diese drei Sprüche zeilenmäßig 2 – 8 – 2. Gemeinsam ist ihnen schließlich noch die geistreiche Ironie.

III. GESAMTCHARAKTER DER SPRÜCHE

Formal

Die Strophenform: 4a 4a 5b+ 4a 4a 5b+
 3c 4d 5e+ 3c 4d 5e+

Formal fällt bei den Sprüchen des ersten Ottotons vor allem die Alliteration auf, die sehr häufig vorkommt (38mal in 72 Zeilen!). In allen sechs Sprüchen tritt sie in der 3. und 12. Zeile auf. Es scheint nahezuliegen, die bei Walther ja meist stark betonte letzte Zeile durch Alliteration noch mehr hervorzuheben, doch begegnen wir der Erscheinung z. B. in den 14 Sprüchen des Wiener Hoftons nur 5mal (bei 4 Hebungen), in den 5 Sprüchen des ersten Philippstons 2mal (bei 5 Hebungen). Mehrfach alliterieren im ersten Ottoton drei Hebungs-silben (etwa 11,30 *Z 11 derst iemer iuwer âne wân* oder 12,6 *Z 3 ir habt die erde, er hât daz himelrîche*).

In jedem der sechs Sprüche treten ferner zwei gleich anlautende Silben am Zeilenbeginn auf. Wieder ist die zwölfte Zeile bevorzugt (11,6 – 12,18 – 12,30). Daß es sich bei diesen gleich anlautenden Anfangssilben nicht um einen Zufall handelt, scheint mir an 12,18 deutlich zu werden. Die beiden Schlußzeilen lauten *wan woltens an die heidenschaft! waz widerstüende ir manheit und ir milte?* wodurch zusammen mit der Alliteration die Wirkung unstreitig gesteigert wird.

Bedeutungsmäßig

Alle diese Sprüche zeigen eine großartige Wucht und Geschlossenheit. Von dem feierlichen Anfang bis zum Ausruf oder der affektgeladenen Sentenz am Schluß strömen sie ohne Stauung und fast ohne

Unterbruch dahin. Zweimal tritt dabei Stollenbrechung auf (11,6 – 12,30), wobei im letzten Fall sogar die Grenze zwischen Auf- und Abgesang nicht eingehalten wird. Dazu läßt sich in Walthers Sprüchen schwerlich zum zweiten Mal ein so auffälliges Enjambement finden wie in 11,6 Z 8 *swer dich segene sî | gesegent*. Im gleichen Spruch sind auch die Stollen nicht berücksichtigt, die Gliederung – und zwar inhaltlich und syntaktisch – ist 2 – 4. Vollends der Abgesang weicht inhaltlich völlig von seinem regelmäßigen Reimschema ab, das 3 – 3 erwarten ließe. 11,6 gliedert 4 – 2; 12,18 ungeteilt 6; und 12,30 schließlich 5 – 1 – 1. kenntlich 20chen

Auch die allen Sprüchen gemeinsame Pause nach der 10. Zeile kommt – schematisch – unerwartet. Natürlich begünstigt die rezitativische Natur des Tones diese Neigung noch durch die Möglichkeit, Pausen einzuschalten oder wegzulassen, wie es dem Vortragenden gefällt.

Mit dem fortlaufenden Fluß nimmt der Spruch auch stetig an leidenschaftlicher Bewegtheit zu. Bezeichnenderweise tritt die direkte Rede in 11,6, 11,18 und 11,30 immer im Abgesang auf, wo sich auch (mit Ausnahme von 12,18) immer Verba des Sagens finden. 11,6 *sprechen* – im weiteren Sinne: *segnen* und *fluochen*; 11,18 zweimal *sprechen* – im weiteren Sinne: *raten* und *eischen*; 11,30 *sagen*; 12,6 *sagen* – im weiteren Sinne: *heizen*; 12,30 *sagen* – im weiteren Sinne: *volrecken* und *liegen*. Dieses Sagen verschiedener Personen (in 11,18 ja sogar Dialog) verleiht den Sprüchen dramatischen Charakter. Direkt oder indirekt redend «treten auf»: außer dem Dichter als Begrüßungsredner und Gottesboten («Dichterrolle») Gott, Christus, der Papst, die Laien, die Schriftgelehrten und die Pfaffen.

Dazu kommt der bewegte Stil; neben dreimaliger direkter Rede begegnen wir Bibelzitaten, dem Sprichwort, dem Gleichnis, dem Ausruf, der Anrede, der rhetorischen Frage, der Metapher und der Personifizierung.

Diese Sprüche rufen zur Handlung auf, und so gehen sie auch selbst aktiv vor. Im Laufe des Spruches vollzieht sich eine – nicht etwa logisch folgernde – Entwicklung, wir stehen am Schluß an einer anderen Stelle als am Anfang; Walther verhält sich also nicht betrachtend. 11,6 beginnt mit dem preisenden Gruß des Kaisers und endet mit der Versicherung ewiger Treue von seiten des Meißners, wobei Walther durch die Interessenverschiebung beinahe den Rahmen sprengt. Kaisergruß und Reinwaschung des Markgrafen werden verbunden.

12,18 beginnt mit der Ordnung im Reich und endet mit der rhetorischen Frage nach einem unbesiegbaren Gegner des Kaisers beim Kreuzzug. Aufforderung zur Ordnung in der Heimat wird mit dem Aufruf zum Kreuzzug und mit der Schilderung der kaiserlichen Macht verbunden.

12,6 beginnt mit dem Kreuzzugauftrag Gottes an den Kaiser und endet mit der Versicherung, daß ihm bei Befolgung selbst der Teufel nichts anhaben könne. Der vorher politisch betrachtete Kreuzzug wird mit dem jüngsten Gericht verbunden.

Die Papstsprüche gehen gleich vor. Bei der tendenziösen Erzählung des Zinsgroschengleichnisses läßt sich dies natürlich schwer nachweisen, doch wird das Interesse von der Geschichte als solcher, die ganz «historisch» beginnt, immer deutlicher auf die aktuelle Gegenüberstellung dieser Lehre mit dem Vorgehen des Papstes verschoben.

11,6 beginnt mit Walthers persönlicher Stellung und endet mit der scharfen Warnung an den Papst zu bedenken, ob er nicht dem Ansehen der Geistlichen schade. Der anscheinend schlichte Glaube des Laien wird mit einem scharfen Angriff auf den Papst verbunden.

12,30 schließlich beginnt mit Gottes Ratschluß, der zum König macht, wen er will, und endet mit dem auf die Pfaffen bezogenen Sprichwort von der Doppelzüngigkeit. Die göttliche Allmacht wird mit dem Angriff auf die unwahren Geistlichen verbunden.

Diesem gleichsam doppelten Hintergrund der Sprüche gesellt sich die inhaltliche Zweiheit. In 11,30 der Kaiser und die Fürsten; 12,18 der Kaiser und das Ausland; 12,6 der Kaiser und Gott; 11,6 der Papst und der Kaiser (Fluch und Segen samt ihrer Umkehrung); 11,18 Christus und der Papst (Christus und die Juden, Gott und Cäsar); 12,30 die Pfaffen und die betrogenen Laien (die ehemalige und die jetzige Lehre).

Immer sind es Handelnde, die einander gegenüberstehen, was ganz zu dem bereits erwähnten dramatischen Charakter der Sprüche paßt. Der Unterschied zwischen den beiden Gruppen wird aber dadurch betont, daß die Zweiheit in den Kaisersprüchen durchaus versöhnt wird und zur Harmonie führt, während Walther den Kontrast in den Papstsprüchen ständig noch steigert. Besonders schön läßt sich dies in der 12. Zeile zeigen, die in allen Sprüchen eine Zweiheit erwähnt. Auf der einen Seite: Gott und Engel in ewiger Treue verbunden (11,30), *manheit* und *milte* in einem Herrn vereinigt (12,18), Hölle und Teufel als unschädliche Gegner des Kaisers (12,6). Auf der anderen Seite: Der Papst, der das Ansehen der Geistlichen gefährdet (11,6),

Christi Lehre und die widersprechende Haltung des Papstes (11,18), schließlich die frühere und die jetzige Lehre der Pfaffen, von denen eine gelogen sein muß. Ironisch wird der Widerspruch noch dadurch verstärkt, daß die genannten Begriffe an sich durchaus zueinander gehören: Papst und Pfaffen, Christi Lehre und des Papstes Anleitung, geistliche Lehre von gestern und heute sollten einander in keiner Weise widersprechen.

Harmonie in den Kaisersprüchen, Dissonanz in den Papstsprüchen, das zeigt sich auch in der Behandlung der Zeit. 11,6 Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stimmen überein: Die Fürsten waren treu (Z 9), sie sind es (Z 8) und werden es sein (Z 11 und 12). 12,18 Die nahe Zukunft bringt Ordnung (Z 1 und 2), die weitere Ansehen (Z 3) und die noch entferntere hohen Ruhm durch den siegreichen Kreuzzug (Z 6). 12,6 Die Gegenwart bringt den Auftrag (Z 1 und 2), die Zukunft die Erfüllung (Z 8 und 10), die Zukunft nach dem Tode den Lohn (Z 10 und 11).

In den Papstsprüchen dagegen liegen die Zeiten im Kampf. In 11,6 brachte die Vergangenheit den Gott wohlgefälligen Krönungssegen, drohend verheißt die Zukunft das Zurückfallen des Fluches auf den, der ihn ausspricht. 11,18 als Ganzes stellt die heiligen Worte der Vergangenheit in Widerspruch zu den unheiligen der Gegenwart. 12,30 verwickelt die Lehre der Vergangenheit und der Gegenwart in ein widersprüchliches Gewirr, aus dem nur noch die Lüge hervorsieht.

Es liegt nahe, diese durchgehende dramatische Zweiheit auch auf den gesamten Spruchton anzuwenden und die drei Kaisersprüche auf der einen, die drei Papstsprüche auf der anderen Seite als die großen Widersprüche zu sehen, nicht nur ihrer selbst, sondern – wie wir gesehen haben – als den Gegensatz zwischen Harmonie und Disharmonie. Der Kaiser ist im Einklang mit enger und weiter Umgebung und mit Gott, der Papst im Widerspruch mit sich selbst, mit seinen Pfaffen und mit Christus. Kann da noch Zweifel bestehen? Für den Dichter, der alle sechs Sprüche in sich trug, gewiß nicht.

Die einzelnen Zeilen

Die erste Zeile ist immer feierlich getragen. Viermal enthält sie eine Anrede und erwähnt stets die höchsten Personen: den Papst (11,6), Gottes Sohn (11,18), den Kaiser (11,30. 12,6. 12,18) und Gott (12,30).

Die sechste Zeile, d. h. der Schluß des Aufgesanges, liebt Doppelbegriffe zusammenfassender oder gegenüberstellender Art. 11,30 *rechen | lönen*; 12,18 *tiuren | müen, iuch | die beiden*; 12,6 *beidenschaft | got* und *keiser* = *iu beiden* (außerdem verwenden zwei Sprüche – 11,30 und 12,6 – hier das Wort beide); 11,18 Christus / die Juden; 12,30 Gottes und der Geistlichen Ehre; 11,6 die Laien und der Kaiser (hier am undeutlichsten).

Die siebente Zeile ist meist sehr deutlich ein neuer Ansporn für das Interesse des Hörers, der dadurch auf die Wichtigkeit des Folgenden hingewiesen wird und dessen Spannung in der Atempause mit ihrem beinahe fühlbaren Doppelpunkt noch zunimmt. Z 7 erinnert so an das Ritardando, das einer neuen gesteigerten Wiederkehr des Themas vorausgeht. *Dar zuo sag ich iu maere* (11,30) gibt den Charakter der Zeile am deutlichsten wieder, was nicht überrascht, da dies wohl der erste Spruch des neuen Tones ist. Walther leitet damit zum Wichtigsten, zur Haltung der Fürsten und des Meißners über. *Ir tragt zwei keisers ellen* (12,18) fügt, wie wir sahen, eine mehr sinnenhafte Beschreibung der Kaiser-Macht an die vorausgehende sachlich-politische Schilderung an und ist ebenfalls von einem Doppelpunkt oder einem «nämlich» gefolgt. *Ir muget im gerne rihten* (12,6) greift das Thema ebenfalls neu auf, der Pflicht zu folgen gesellt sich nun die Aussicht auf Lohn, wieder folgt ein gedachtes «nämlich» oder «denn». *Ouch sult ir niht vergezzen* (11,6) mahnt Walther den Papst, ehe er ihm den in Z 5 flüchtig erwähnten Segen wörtlich ins Gedächtnis zurückruft und damit auf die vernichtende Wirkung hinweist, die er bei Umkehrung für den Papst hat. *Er iesch ein münizisen* (11,18) leitet die dramatische Auseinandersetzung zwischen Christus und den Schriftgelehrten ein (der tatsächliche Doppelpunkt liegt genau wie in 11,6 in der Mitte der achten Zeile). *Und sagen uns bi ir triuwen* (12,18) leitet auch zum neuen Gedanken über: sie sollen zugeben, daß sie gelogen haben. Der retardierende Charakter geht aber hier im Eifer des Angriffs ziemlich verloren.

Es ist bezeichnend, daß die dreimal auftretende direkte Rede stets nach dieser siebenten Zeile beginnt.

Über die Zweiheit in Z 12 habe ich bereits gesprochen. Der Sen-

tenzcharakter wird nur in 11,18 und 12,30 wirklich deutlich, sonst bleibt es bei einer wirkungsvollen Aussage, die auch durch die bereits erwähnte Alliteration und ihre übersteigerte Formulierung dem Hörer leicht eingeht.

Zum Vortrag kann ich nur auf bereits Gesagtes hinweisen. Die drei Kaisersprüche lassen sich zur Einheit zusammenstellen, die «Entwicklung» des Themas und die identischen Anfangsworte machen geschlossenen Vortrag wahrscheinlich. Auf die Papstsprüche trifft dies nicht zu, da sie weder gleich beginnen noch als Fortsetzungen aufgefaßt werden müssen. Daß alle sechs Sprüche gleichzeitig vorgetragen wurden, um den Kampf zwischen Kaiser und Papst in ihrer Weise zu entscheiden, bleibt möglich, läßt sich aber nicht beweisen, da die Beziehungen zu undeutlich sind.

SCHLUSSBEMERKUNG

Die vorliegenden Untersuchungen des künstlerischen Gedankenaufbaus in den Sprüchen des 1. Philippstones und des 1. Ottotones sind die teilweise Verwirklichung eines größeren Planes: der Untersuchung dieser Frage in allen Sprüchen Walthers von der Vogelweide. Die Anregung dazu verdanke ich Herrn Prof. Dr. Friedrich Ranke, der mich auch bei der endlichen Auswahl beriet.

Nach umfangreichen Vorarbeiten zu sämtlichen Spruchtönen Walthers zeigte es sich nämlich, daß die Behandlung aller Sprüche weit mehr Raum und Zeit beanspruchen würde, als mir für die Bearbeitung im Rahmen einer Dissertation zur Verfügung stand. Herr Prof. Ranke riet mir daher, vorläufig zur eingehenden Untersuchung diejenigen Töne auszuwählen, an denen sich der künstlerische Gedankenaufbau am schönsten nachweisen läßt und die zugleich am wenigsten der Berufung auf Ergebnisse aus der Untersuchung anderer Sprüche bedürfen, so daß ein geschlossenes Bild sowohl von Walthers künstlerischem Gedankenaufbau als auch von der bei dieser Arbeit angewandten Methode entsteht.

Aus der Untersuchung der zeitlich weit auseinanderliegenden Töne (1. Philippston 1198/99; 1. Ottoton bis ca. 1219) ergibt sich die Tatsache, daß es nicht das Thema ist, welches den Aufbau eines Spruches bestimmt, sondern daß jeder Ton einen Gedankenaufbau nach den nur ihm eigenen Gesetzen verlangt. Walthers Meisterschaft besteht darin, diese dem Ton eigenen Gesetze im jeweiligen Thema künstlerisch zu verwirklichen, und seine dabei erreichte einzigartige Vollendung berechtigt zu der Hoffnung, daß – als Nebenziel – durch die Untersuchung ihres künstlerischen Gedankenaufbaus auch ein Beitrag zu der noch immer brennenden Echtheitsfrage umstrittener Walther-Sprüche geleistet werden könnte.

Bei der einführenden Förderung, die ich während der ganzen Arbeit durch Herrn Prof. Friedrich Ranke erfuhr, ist es mir besonders schmerzlich, daß mein Dank ihn nicht mehr erreicht. Er wird mir – wie wohl allen seinen Schülern – als Mensch und Wissenschaftler vorbildlich bleiben.

Endlich möchte ich noch Herrn Prof. Dr. Heinrich Wagner als seinem Nachfolger für die freundliche Annahme und Durchsicht dieser Arbeit danken.

LITERATUR

Ausgaben

- Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Zehnte Ausgabe mit Bezeichnung der Abweichungen von Lachmann und mit seinen Anmerkungen neu herausgegeben von Carl v. Kraus, Berlin und Leipzig 1936.
- Walther von der Vogelweide. Herausgegeben und erklärt von W. Wilmanns. Vierte vollständig umgearbeitete Auflage besorgt von Victor Michels. II. Band, Halle (Saale) 1924.
- Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Herausgegeben von Hermann Paul, 7. Auflage besorgt von A. Leitzmann, Halle (Saale) 1950.
- Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. 6. Auflage herausgegeben von Karl Bartsch, Leipzig 1880.
- Walther von der Vogelweide nebst Ulrich von Singenberg und Leuthold von Seven. Herausgegeben von Wil. Wackernagel und Max Rieger, Gießen 1862.

Arbeiten

- Brinkmann, Hennig: Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung. Halle (Saale) 1928.
- Burdach, Konrad: Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. Halle (Saale) 1928.
- Burdach, Konrad: Walther von der Vogelweide I. Leipzig 1900.
- Burdach, Konrad: Der mythische und der geschichtliche Walther. Deutsche Rundschau Bd. CXIII. Berlin 1902.
- Burdach, Konrad: Zu Reinmar und Walther PBB Bd. VIII, Halle (Saale) 1882.
- Bützler, Carl: Untersuchungen zu den Melodien Walthers von der Vogelweide. Deutsche Arbeiten der Universität Köln Nr. 12, Jena o. J. 1940.
- Dietrich, J. R.: Besprechung von Burdachs Walther von der Vogelweide. Literaturblatt für germ. und rom. Philologie, Leipzig 1903.
- Dilthey, Wilhelm: Von deutscher Dichtung und Musik. Leipzig und Berlin 1933.
- Ficker, Rudolf: Die Musik des Mittelalters. Wissenschaft und Kultur, Bd. 3, Leipzig und Wien 1930.
- Hechtle, Martha: Walther von der Vogelweide. Studien zur Geschichte der Forschung. Deutsche Arbeiten der Universität Köln Nr. 11. Jena o. J. 1937.
- Huisman, Joh. Alph.: Neue Wege zur dichterischen und musikalischen Technik Walthers von der Vogelweide. Diss. Utrecht 1950.
- Jeittele, Adalbert: Mhd. töre Germania, 37. Jahrg. Wien 1892.
- Kehrer, Hugo: Die heiligen drei Könige in Literatur und Kunst. Bd. 1, Leipzig 1908.
- Kraus, Carl von: Walther von der Vogelweide. Untersuchungen. Berlin und Leipzig 1935.
- Paul, Hermann: Zu Walther von der Vogelweide. PBB VIII. Bd. Halle (Saale) 1882.
- Plenio: PBB 39, 42, 43. 1914, 1917, 1918.
- Roethe, G.: Die Gedichte Reinmars von Zweter. Mit einer Notenbeilage. Leipzig 1887.
- Schönbach, A. E.: Beiträge zur Erklärung altdeutscher Schriftwerke II. Wiener Sitzungsberichte philosophisch-historische Klasse, Bd. 145. Wien 1902.

- Schönbach, A. E.: Zu Walther von der Vogelweide. Z. f. d. A. Bd. 39, Berlin 1895.
- Schönbach, A. E.: Walther von der Vogelweide, 4. Auflage, neu bearbeitet von Hermann Schneider, Berlin 1923.
- Strothmann, Friedr. Wilh.: Die Gerichtsverhandlung als literarisches Motiv in der deutschen Literatur des ausgehenden Mittelalters. Deutsche Arbeiten der Universität Köln, Nr. 2. Jena o. J. 1930.
- Wallner: Walthers Elegie. PBB Bd. XXXIV, 1903.
- Wilmanns, W.: Walther von der Vogelweide, Bd. 1. Vierte vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von Victor Michels. Halle (Saale) 1916.

LEBENS LAUF

Am 8. September 1924 wurde ich, Rotraut Ruck, von Bottmingen (Baselland), als Tochter des Erwin Ruck, Dr. jur., Professor der Rechte an der Universität Basel, und seiner Ehefrau Doris geb. Hanke in Basel geboren. Nach dem Besuch der Freien Evangelischen Volksschule Basel und des Instituts Athenaeum Basel bestand ich 1943 die Eidgenössische Maturität nach Typus B in Zürich.

Im gleichen Jahr immatrikulierte ich mich an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel für die Fächer: Deutsche Philologie und Literatur, Englische Philologie und Literatur, Allgemeine Geschichte und Schweizergeschichte. Vom Frühling 1947 bis Herbst 1948 hielt ich mich in England auf, wo ich während eines akademischen Jahres als Hilfsassistentin für deutsche Sprache am Bedford College in London tätig war.

In Basel besuchte ich Vorlesungen und Übungen der Herren Dozenten E. Bonjour, J. Gantner, P. Häberlin, R. Hotzenköcherle, K. Jost, W. Kaegi, H. Lüdeke, E. Mason, W. Muschg, E. Probst, E. Staehelin, R. Stamm, F. Ranke†, H. Wagner, M. Wehrli. Allen diesen Dozenten, besonders aber meinem unvergeßlichen Lehrer, Prof. Dr. Friedrich Ranke, bin ich zu Dank verpflichtet.

